

1. Mai – Endlich frei

Arbeitskampf war gestern



Prost
Neue Bar auf
dem Campus

Protest
Studis streiken
in Kanada

Polemik
Wem gehört die
Geschichte?

sprachaufenthalte weltweit

SEMESTERFERIEN?
ZEIT FÜR EINEN SPRACHAUFENTHALT



BOA LINGUA ZÜRICH, TELEFON 044 211 12 32
PROSPEKTE UND PREISE UNTER: WWW.BOALINGUA.CH

JETZT
GRATIS-
BERATUNG
VEREINBAREN



Festival del film Locarno
Piazza Grande

Baptiste Gilliéron • André Wilms • Julia Faure

SCHWEIZER FILMPREIS 2015
BESTE FILMMUSIK

FIFF NAMUR

PAUSE

Ein Film von Mathieu Urfer

«Originelle Erzählweise,
charmante Szenen,
starke Schauspieler,
mitreissende Musik.»
SRF

AB 21. MAI IM KINO

FILM COOP1

EINSTEIGEN BEI HAYS

HAYS Recruiting experts worldwide

ERFOLG IST EINSTELLUNGSSACHE

Du hast es in der Hand.

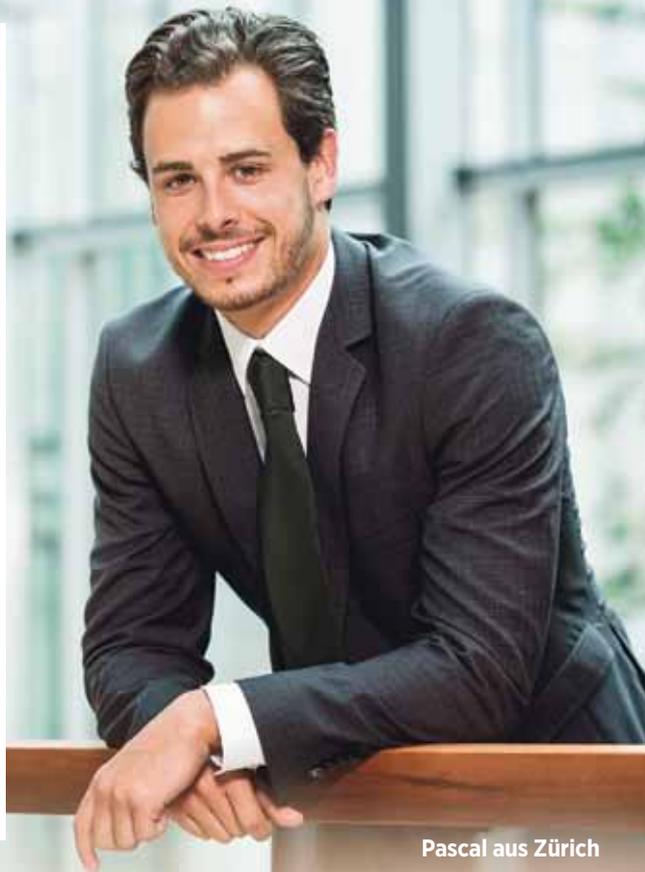
Dein Herz schlägt schneller. Das erste Meeting beim Kunden. Selbstbewusst erklärst Du dem Geschäftsführer und Personalchef, wie wir von Hays helfen können: die passenden Experten finden, neue Projekte flexibel besetzen ... Überzeugt. Wow, drei neue Anfragen! Ein fester Händedruck zum Abschied. Zurück im Büro gemeinsam mit den Recruiting-Kollegen die Ärmel hochkrempeln und Kandidaten auswählen. Der Kunde wartet schon auf Vorschläge. Und abends dann entspannt mit dem Team anstossen.

Könnte das zu Dir passen? Dann bewirb Dich jetzt unter:
hayscareer.net

Besuche uns auch auf: facebook.com/hayscareer.net



ACCOUNTANCY & TAX/CONSTRUCTION CONTACT CENTERS/OPERATIONS/EDUCATION/ENGINEERING/ENVIRONMENTAL/ENERGY/LEGAL SAFETY/POLICY SOURCES & MINING ENGINEERING/HUMAN RESOURCES/LOGISTICS/FACILITIES MANAGEMENT/PHARMACEUTICAL SERVICES/SOCIAL CARE/SALES & MARKETING/ENGINEERING/OFFICE SUPPORT/RESPONSE MANAGEMENT/HEALTHCARE/OIL & GAS/ARCHITECTURE/ASSESSMENT & DEVELOPMENT/PUBLIC SERVICES/ACCOUNTANCY & FINANCE/EDUCATION/PHARMACEUTICALS/CONSTRUCTION & PROPERTY/RESOURCE MANAGEMENT/MANUFACTURING & OPERATIONS/RETAIL/INFORMATION TECHNOLOGY/SALES & MARKETING/RATES/BANKING/MARKETING/ENGINEERING/TELECOMMUNICATIONS/HUMAN RESOURCES/PHARMACEUTICALS/HEALTHCARE/OPERATIONS/LEGAL/OIL & GAS



Pascal aus Zürich



6 Jura in Jerusalem

Wie es sich als Palästinenserin in Israel studiert.

10 Kaffeedynastie an der Uni

Die «Jacobs Foundation» buttert fleissig Geld in Jugendforschung.

14—23 Arbeitskrampf

Am 1. Mai feiern wir die Arbeit.
Wir finden sie immer noch doof.

24—25 Schweizer Geschichte fürs Volk

Die SVP hängt an den Schweizer Mythen. Die Uni schafft sie ab.

28—30 Kanadier ganz knausrig

Die Stadt Québec spart bei der Bildung. Die Studis streiken.

5 Impressum **5 Editorial** **8 VSUZH-**

Seite **9 Muslimische Studis**

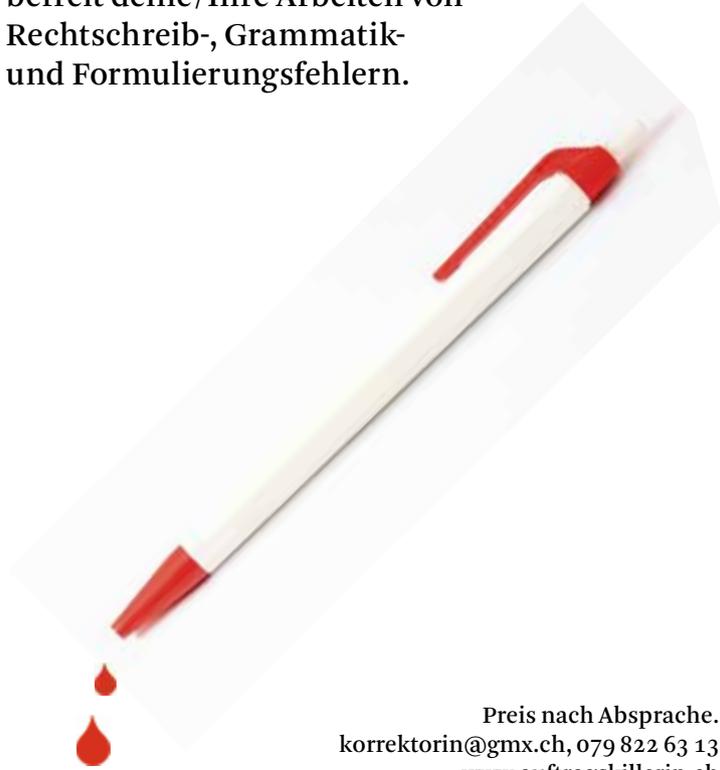
11 apoTHEKE **12 Unitär** **13 Senf:**

Traumberufe **23 Duell** **26 Theisohns**

Tipp **26—27 Kulturspalten**

Auftrags-Killerin bzw. Korrektorin ;-)

befreit deine/Ihre Arbeiten von
Rechtschreib-, Grammatik-
und Formulierungsfehlern.



Preis nach Absprache.
korrektorin@gmx.ch, 079 822 63 13
www.auftragskillerin.ch
(Studentin an der Uni Zürich,
Lektorin der ZS)



Vom Katakomben-Pakt zum Projekt von Papst Franziskus Referat von Norbert Arntz



Freitag,
22. Mai 2015,
um 20 Uhr im aki
Hirschengraben 86,
8001 Zürich

Norbert Arntz ist einer der besten deutschsprachigen Kenner des gegenwärtigen Papstes. Er vermittelt Einblicke in das Wirken von Jorge Mario Bergoglio während seiner Zeit als Kardinal von Buenos Aires, vor allem auch während der Versammlung der lateinamerikanischen Bischöfe in Aparecida, und schildert, wie sich frühere Impulse von Bergoglio in seinem Pontifikat fortsetzen.

aki, kath. Hochschulgemeinde, Hirschengraben 86,
8001 Zürich, info@aki-zh.ch, www.aki-zh.ch

Schärfen Sie Ihr Profil!

Master (MSc) Product Management
Fashion & Textile - jetzt anmelden!

stf

Open Days

FR 8. Mai 2015
14.00-18.00 Uhr

SA 9. Mai 2015
11.00-17.00 Uhr

**Schweizerische
Textilfachschule**
Hallwylstrasse 71
CH-8004 Zürich
Tel. 044 360 41 51
info@stf.ch

www.stf.ch



Universität
Zürich^{UZH}

Master of Arts

Multilingual Text Analysis Multilinguale Textanalyse Analyse Multilingue de Texte

Die Universität Zürich bietet einen innovativen spezialisierten Master in Vergleichender Korpuslinguistik an. Hier wird Linguistik am Computer betrieben.

Beteiligte Institute / Seminare

Deutsches Seminar
Englisches Seminar
Romanisches Seminar
Slavisches Seminar
Institut für Computerlinguistik

Start:
jedes Herbstsemester

Weitere
Informationen:
www.mlta.uzh.ch
mlta@cl.uzh.ch



Impressum

Zürcher Studierendenzzeitung
93. Jahrgang
Ausgabe # 3 / 15
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung
Andrea Fröhlich und Sonja Schmidli
andrea.fruehlich@medienverein.ch

Inserate
Zürichsee Werbe AG
Seestrasse 86 – Postfach, 8712 Stäfa
044 928 56 03
cornelia.koroma@zs-werbeag.ch
Inserateschluss # 4 / 15: 07.09.2015

Druck
Mercur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
32'500 (WEMF 2013), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzzeitung
erscheint 6-mal jährlich und wird an alle
Studierenden der Universität Zürich sowie an
einen grossen Teil der ETH-Studis verschickt.
Nachdruck von Texten und Bildern ist nur
nach Absprache mit der Redaktion möglich.
Die ZS wird von Studierenden produziert, sie
ist von der Uni unabhängig und finanziert
sich ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 4 / 15: 06.09.2015

Redaktion
Nina Kunz, Michael Kuratli [mik],
Johannes Luther, Larissa Rhyn,
Andreas Rizzi, Melanie Sauter,
Florian Schoop [flo], Hanna Stoll,
Simon Truog
Email-Adressen der Redaktionsmitglieder:
vorname.nachname@medienverein.ch

Layout
Melanie Jost, Laura Vuille

Mitarbeit
Lucas Forberger, Severin Frohofer [sef],
Nina Fritz, Jennifer Langenegger,
Johannes Leutenegger, Janna Kraus,
Valentin Rubin [var]

Bilder und Illustrationen
Nina Fritz, Nora Gsell, Daniele Kaehr, Gian
Steiner, Maya Wipf

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragsskillerin.ch)

Produktionssong # 3 / 15
Die Internationale



Editorial

Swimmingpool—Da hat es eine Frau im Bikini auf dem Cover der Zürcher Studierendenzzeitung. Ist das nicht sexistisch? Meine ehrliche Antwort: Ich weiss es nicht. Auf dem Cover der September-Ausgabe des letzten Jahres wurde auf den Bildern zum Thema «Fitnesswahn» ein Männerkörper objektiviert. War das sexistisch? Bezeichnenderweise hatte ich mir diese Frage damals gar nicht gestellt. Aber klar: Sex sells. Das weiss die Zürcher Studierendenzzeitung schon lange. In den Achtzigern und Neunzigern zierte oft nackte Körper das Heft. Mein Lieblingscover ist jenes, auf dem jemand seinen entblößten Hintern aus einem Fenster herausstreckt.

Darum, ja: Eine Frau halbnackt für das Cover eines Magazins abzulichten, ist tendenziell sexistisch – denn es ist ein einfacher Kniff, um Aufmerksamkeit zu bekommen. Aber bei uns ist der Sex nicht nur da, um etwas zu verkaufen, wie wenn Fastfood-Ketten ihr Essen mit Burger-leckenden Nacktmodels vermarkten. Wir wollten das Thema «Arbeit» provokativ inszenieren, da es nicht mehr hip ist, darüber zu sprechen.

Die Bilder sollen genau das zeigen: Es ist heute wichtiger, sich für sein sexy Erscheinungsbild einzusetzen als für gute Arbeitsbedingungen. Am 1.Mai – dem Tag der Arbeit – holt man lieber liegengebliebene Arbeit nach, verplempert die Zeit mit Online-Shopping oder schläft seinen Kater aus. Dabei wäre der 1. Mai die beste Gelegenheit, um über Arbeit zu diskutieren – egal, ob an der Demo oder bei einem Drink am Swimmingpool.

Nina Kunz, Redaktionsleiterin





Jus-Studentin Israa: Palästinenserin mit israelischem Pass.

«Ich bin palästinensischer geworden»

Seit die Palästinenserin Israa in Jerusalem Recht studiert, ist sie auf der Suche nach ihrer Identität.

Hanna Stoll (Text) und Gian Steiner (Bild)

Das Foto einer Wandtafel, auf der in weisser Kreide geschrieben steht «Death to the Arab Cancer», flackerte über den Handybildschirm, als Israa den Facebook-Gruppenchat öffnete. Der Junge, der das Bild gesendet hatte, sass gerade in einem Klassenzimmer an der Uni und kommentierte: «Das ist noch schlimmer als die Prüfung, die ich jetzt schreiben muss.» – «Das war einer dieser Momente, die mir plötzlich die Selbstverständlichkeit für meinen Alltag entzogen», sagt Israa. Die 22-Jährige studiert Jura an der Hebräischen Universität in Jerusalem und ist Palästinenserin; arabische Muslimin mit israelischem Pass.

Plötzlich fremd im eigenen Land

Die meisten Reaktionen der Kommilitoninnen und Kommilitonen auf den Spruch an der Tafel seien mitfühlend gewesen, sagt Israa. Ein Student schrieb jedoch, dass Redefreiheit nicht nur für eine Seite gelte. Von da an wurde die Diskussion im Chat so aufgebracht und kompliziert wie das Leben in Jerusalem, der Stadt, in der Israa wohnt.

«Seit ich hier bin, ist jedes Jahr anders», erzählt sie. Das erste an der Uni sei das schwerste gewesen. Mit 18 zog sie von ihrem Dorf Sulam, im Norden von Israel, in die umstrittene Stadt. Sie ist die Jüngste von acht Geschwistern, sechs Mädchen und zwei Jungen. Sie wollte unbedingt an die Juristische Fakultät der Hebräischen Universität, weil diese den Ruf hat, die beste im Land zu sein. Für die Aufnahme müssen zwei Tests bestanden werden und für alle, deren Muttersprache nicht Hebräisch ist, zudem ein Sprachtest.

«Fremdsprachig» sind in Israel nicht nur die vielen zugezogenen Jüdinnen und Juden aus aller Welt und die internationalen Studierenden, sondern auch die Palästinenserinnen und Palästinenser mit israelischem Pass. Arabisch ist zwar die zweite offizielle Landessprache und Unterrichtssprache an arabischen Schulen, doch an den national und international anerkannten Universitäten wird in Hebräisch und Englisch unterrichtet. «Ich war zuvor schon in jüdischen Städten oder habe in jüdischen Läden eingekauft», sagt Israa, aber die Uni verlange ein anderes Niveau an Sprachkenntnissen. «Im ersten Jahr hab ich nie mitbekommen, wenn ein Professor einen Witz machte, bis alle um mich herum gelacht haben.»

Viele Leidensgenossinnen und -genossen gab es nicht, denn unter den fast 400 Jus-Studierenden waren nur etwa acht arabische, erzählt Israa. Diese sind, wie Israa auch, meist viel jünger als die jüdischen Studierenden.

Jüdinnen absolvieren zwei, Juden drei Jahre Militärdienst und reisen danach oft mit dem Rucksack durch Asien oder Südamerika. Arabische Jungen und Mädchen beginnen dagegen oft direkt nach der Schule mit der Uni – sie sind vom Militärdienst befreit und planen oft kein Zwischenjahr im Ausland. Nicht nur die Anpassung an das neue Umfeld und die neue Sprache seien schwierig gewesen – auch das politische Klima in der Stadt war gewöhnungsbedürftig. «Ich dachte wirklich, die Welt sei rosa – bis ich nach Jerusalem kam», witzelt Israa.

Ein feministischer Muslim

Das Dorf Sulam liegt neben Merhavia, einem jüdischen Kibbuz. Etwas weiter liegt Afula, eine jüdische Stadt, wo Israas Vater arbeitet. Die Region, aus der Israa stammt, ist friedlich: Auf den Strassen wird Hebräisch und Arabisch gesprochen. Auch zuhause sei sie behütet gewesen. «Ich sage meinem Vater immer, er sei ein Feminist, der davon nichts wisse.» Keine ihrer Schwestern durfte heiraten, ohne eine Ausbildung abgeschlossen zu haben. Das stiess im Dorf nicht nur auf

«Diese Momente entrissen mir plötzlich die Selbstverständlichkeit meines Alltags.»

Verständnis. «Die Leute fragten meinen Vater, wieso ihn die Ausbildung seiner Töchter so kümmere. Letztlich würden wir doch nur heiraten und Kinder bekommen.» Heute wandle sich diese Mentalität langsam, sagt Israa. Aber zu Zeiten, als ihre Schwestern jünger waren, war die Einstellung ihres Vaters unüblich.

Verwirrung der Identitäten

Seit sie an der Hebräischen Universität studiere, habe sich vor allem etwas verändert, sagt Israa: «Ich bin palästinensischer

geworden.» Das sei zunächst kein politischer Prozess gewesen. Israa will sich im Konflikt um die besetzten Gebiete nicht auf eine Seite schlagen. Doch im zweiten Studienjahr sei ihr klar geworden, dass sie keine richtige Identität habe – das musste sie ändern.

Damals nahm Israa an einem Programm der Uni teil, bei dem sieben arabische und sieben jüdische Studierende ihre Perspektiven austauschen sollten. «Die jüdischen Studierenden wussten genau, wer sie sind – die lernen das schon von klein auf», erzählt Israa. In

Israel pflegt man die jüdische Kultur, welche auf allen Ebenen mit der Landesidentität verwoben ist: Von vielen Dächern winkt der Davidstern, man zelebriert jüdische Feiertage, und die Geschichte des Landes lernen schon die Kleinsten. «Da gehöre ich überall nicht dazu», sagt Israa. Doch erst als ein Versuch, ihre Identität in einem Seminar an der Uni zu schildern, scheiterte, spürte sie diesen Ausschluss «an der eigenen Haut», wie sie sagt.

Weil es in ihrer Schule nicht behandelt wurde, recherchiert Israa die palästinensische und arabische Geschichte heute selber nach und möchte noch mehr über arabische Kultur wissen. «Es gibt viele Musiker, die ich gerne einmal live sehen würde», doch keiner davon spiele Konzerte in Israel. Nach Beirut reisen, wo die meisten spielen, könne sie mit ihrem israelischen Pass nicht.

Graben zwischen Muslimen

Die Frage nach ihrer Identität sei aber noch etwas komplexer, meint Israa. «An der Uni halten mich die meisten zunächst für eine Jüdin, weil ich keinen Schleier trage und mich modern kleide. Ich bin aber Muslimin und teile vieles, was der Islam lehrt. Das ist für mich allerdings

mit Homo-Ehe und liberalen Freiheiten vereinbar», sagt sie. «Man bekommt hier von allen Seiten generalisierende Labels. Es gibt muslimische Studenten, die reden nicht einmal mit Mädchen. Andere trinken Alkohol und haben kein Problem, das herumzuerzählen.» Zwischenmenschlich seien die Differenzen zwischen konservativen und liberalen Muslimen oft viel

«Immer, wenn wir bei der Politik landen, fragen wir uns: Was diskutieren die Studierenden in der Schweiz?»

grösser als die zwischen Juden und Arabern, meint Israa. Sobald es aber um Politik geht, wird letztere Unterscheidung stark betont – und in Israel wird jedes Pausengespräch irgendwann politisch. «Wenn wir – wie immer – in einer Diskussion bei der Politik landen, sagen wir oft: Was diskutieren Studis in der Schweiz wohl so – das ist echt unser Running Gag.»

Anwältinnenkanzlei

«Es ist komisch: In guten Zeiten glaube ich oft, mein ganzes Leben sei selbstverständlich, obwohl in diesem Land alle wissen, dass nichts selbstverständlich ist.» Nach der Uni will Israa als Anwältin für Arbeitsrecht arbeiten. Wo, weiss sie schon: In einem feministischen Büro, das sich statt Anwaltskanzlei Anwältinnenkanzlei nennt. ◇



Der VSUZH über seine Angebote

Rechtsberatung — Seit Mitte April gibt es an der Universität Zürich wieder eine Rechtsberatung für Studierende. Nach monatelanger Projektarbeit, der Rekrutierung und Schulung eines motivierten Beratungsteams sowie der Lösung logistischer Probleme fiel nach den Osterferien der Startschuss. Das Angebot ist für Studierende und Doktorierende zugänglich und speziell auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten.

Dreimal wöchentlich setzen erfahrene Jus-Studierende ihr Fachwissen dafür ein, andere Studierende zu unterstützen. Jeden Dienstag und Donnerstag von 18.00 Uhr bis 19.30 Uhr sowie mittwochs von 16.00 Uhr bis 17.30 Uhr stehen die

Türen der Rechtsberatung an der Rämistrasse 62 offen. Ratsuchende können ohne Anmeldung vorbeikommen. Alle für das rechtliche Problem wichtigen Dokumente sollten mitgebracht werden.

Ob bei Problemen mit der Vermieterin oder den Mitbewohnern, Prüfungseinsichten oder -rekursen oder einem anstehenden Krankenkassenwechsel – oft lohnt sich der Gang zu einem Anwalt nicht. Steckst du in der Klemme? Die Rechtsberaterinnen und Rechtsberater des VSUZH helfen dir da wieder raus!

vsuzh.ch/rechtsberatung

Gruppencoaching — Studierende stehen vor Prüfungen unter starkem Druck. Der Umfang des Lernstoffs und die knappen Zeitreserven können eine grosse Belastung sein – oft steht viel auf dem Spiel. Selbstzweifel und Ängste können die Nervosität steigern und das Lernen beeinträchtigen. Kurz vor den Prüfungen wären aber ein gutes Zeitmanagement und effiziente Lernstrategien am wichtigsten.

Aktuell führt der VSUZH, in Zusammenarbeit mit der Psychologischen Beratungsstelle, als Pilotprojekt ein Gruppencoaching zum Thema «Umgang mit Prüfungsdruck» durch. Ziel für die Teilnehmenden ist es, die Prüfungen gut vorbereitet und mit gestärktem Selbstvertrauen anzutreten. Für VSUZH-Mitglieder ist das Angebot kostenlos, für Nichtmitglieder fällt ein symbolischer Beitrag von 5 CHF pro Semester an.

Das Gruppencoaching wird von einer Fachperson der Psychologischen Beratungsstelle geleitet und bietet Studierenden sowohl fachliche Unterstützung als auch den hilfreichen Austausch mit Anderen. Das Angebot ist nicht gruppen-therapeutisch ausgerichtet, sondern zielt auf die Vermittlung von Kompetenzen ab, welche die Lebens- und Studienqualität der Teilnehmenden verbessern sollen.

Der Kurs war innert Stunden ausgebucht. Für das Herbstsemester wird daher das Angebot erweitert. Neue Themen sind in Planung. Angedacht sind zusätzliche Gruppencoachings zu «Arbeitshemmung», «Schlafstörungen» oder vielleicht auch «Schreibkrisen». Interessierte können dem VSUZH eine kurze Mail schreiben und werden rechtzeitig über neue Angebote informiert. Vor Beginn des Herbstsemesters werden die Kurse auch auf der Website des VSUZH publiziert.

gruppencoaching@vsuzh.ch
vsuzh.ch/gruppencoaching

Verband der Studierenden **VSUZH**
 der Universität Zürich





«Das Kopftuch ist keine Bedeckung, sondern eine Öffnung.»

Studieren ohne Vorurteile

Der muslimische Studiverein will Ängste abbauen.

Nina Fritz (Text)

Selten betritt man an der Uni einen Hörsaal, in dem die Hälfte der Frauen ein Kopftuch trägt. Rot, schwarz, mit Blumenmustern, die Vielfalt ist bestechend. Vorne auf dem Podium Vertreter der JungenSVP, der Juso und der Jungen EVP und ein Mitglied der «Muslim Students Association Zurich» (MSAZ). Diese Konstellation verspricht einen spannenden Abend. Doch wie weit kommen die nicht-muslimischen Jungpolitiker mit ihren Standardmeinungen, welche den grössten Teil der Schweizer Wählerschaft ansprechen, vor diesem Publikum?

Organisiert wurde der Abend «Mittendrin, aber auch dabei?» zum Thema Herausforderungen junger Muslime im Alltag von der MSAZ, einen studentischen Verein, den es seit 2012 an den Zürcher Hochschulen gibt. Selber beschreibt er sich als politisch neutralen, religiösen Verein. Er umfasst zurzeit um die 150 Studierende der ZHAW, der ETH und der UZH und ist offen für alle Studierenden, die an einer Zürcher Hochschule eingeschrieben sind.

Hauptanliegen der MSAZ ist einerseits, die Kontakte zwischen Studierenden islamischen Glaubens zu fördern und deren Interessen an den Hochschulen zu vertreten. Andererseits sieht der Verein einen wichtigen Bestandteil seiner Arbeit darin, einen Raum zu schaffen für intra- und interreligiöse Dialoge an den

Hochschulen. Politisch will man sich nicht profilieren: «Wir wollen uns, soweit es geht, aus der Politik, vor allem der internationalen Politik, fernhalten. Deshalb konzentrieren wir uns mehr auf Aktivitäten innerhalb der Universität mit Fokus auf die Bedürfnisse unserer Mitglieder», sagt Burim Luzha, Bachelorstudent in Ingenieurwissenschaften an der ZHAW und Vizepräsident der MSAZ.

Spiritualität ausleben

Doch Politik und Islam lassen sich heute kaum mehr trennen. So geht es auch am Diskussionsabend mit den Parteienvertretern bald um die Minarettinitiative, das Kopftuchtragen und darum, wer wie verpflichtet sei, sich von den Pariser Anschlägen zu distanzieren. Richtig spannend wird der Abend aber erst in den letzten 15 Minuten, als sich das Publikum in die polarisierenden Themen einbringen darf. Kritische Fragen zu ihrer eurozentrischen Argumentation werfen die Jungpolitiker ziemlich aus der Bahn.

Gerade ums Kopftuch entbrennt ein Wortstreit, in dem auch die «hippie-roten» Haare der Juso-Vertreterin – als Symbol einer offen zur Schau gestellten Ideologie – nicht verschont werden. Zur abschliessenden Frage «Wie steht es in zehn Jahren in der Schweiz um den Islam?» wünscht sich Nexhla Medii von der MSAZ, «dass es Raum geben wird für mich, meine Spiritualität auszuleben. Ich hoffe, dass das bis dann nicht verboten sein wird.»

Prominent in Szene setzte sich der Verein auch mit der «Islam-Woche» Mitte April. Präsidentin Sahla Nabi, die seit zwei Jahren an der Spitze des Vereins steht, sagt: «Die Woche war ein voller Erfolg. Das Ziel war primär eine Interaktion mit den nicht-muslimischen Studierenden, um ihnen einen Einblick in unseren Alltag zu verschaffen. Die Islam-Woche hilft, Ängste und Vorurteile abzuschaffen, die leider teilweise vorhanden sind.» Neben Referaten und Workshops gab es unter anderem eine Islamic-Cartoon-Ausstellung, einen Poetry Slam und einen Henna-Tattoo-Stand. Zudem konnten Nichtmuslime an einem Stand ein Kopftuch anziehen, damit durch die Uni spazieren oder eine Vorlesung besuchen. Eine Besucherin kam zum Schluss: «Das Kopftuch ist keine Bedeckung, sondern eine Öffnung!» Ein Fazit, das hoffen lässt.◇



Fröhliche Wissenschaft dank Jacobs Krönung.

Koffeinschub für Forschung

Die Kaffeedynastie Jacobs investiert in Sozialforschung.

Lucas Forberger (Text)

Drittmittel sind spätestens seit der «Spende» der UBS für das Forschungszentrum an der Uni Zürich ein umstrittenes Thema. Prominente Beiträge grosser Firmen und Donatorinnen fliessen dabei oft in lukrative Forschungsgebiete wie die Krebsmedizin oder Wirtschaftsforschung. Eine Ausnahme bildet hier die «Jacobs Foundation».

Die 1989 gegründete Stiftung, welche 2003 das sogenannte «Jacobs Center» an der Uni Zürich aufbaute, richtet sich ausschliesslich an die Sozialwissenschaft. Unter der Leitung von Soziologieprofessorin Marlis Buchmann wird hier vor allem Kinder- und Jugendforschung mit Fokus auf soziale Entwicklung betrieben. Mit der schon seit einigen Jahren laufenden Langzeitstudie «COCON» soll beispiels-

weise nachgezeichnet werden, wie die Entwicklung Jugendlicher typischerweise aussieht. Bestimmte Personen werden dafür über einen Zeitraum von bis zu 15 Jahren beobachtet. Diese lange Forschungsdauer zeigt, dass grosse Summen nötig sind, um solche Projekte durchführen zu können.

Philanthropie aus Zigarettenrauch

Das Vermögen der «Jacobs Foundation» stammt vom deutschen Unternehmer Klaus J. Jacobs. Dieser hatte sich im Kaffeegeschäft einen Namen gemacht und kam so zu Geld. Nach dem Verkauf seiner Firma an den Lebensmittel- und Tabakkonzern Philip Morris begann er, in Bildungsinstitutionen zu investieren.

2007 erhielt die konkursgefährdete «International University Bremen» 200 Millionen Euro für Forschungsprojekte – europaweit war dies die höchste jemals von einer Privatperson an eine Hochschule getätigte Spende. Nach der Spende wurde die Uni umbenannt in: «Jacobs University Bremen». In Zürich erhielt das «Jacobs Center» seit 2006 zehn Millionen Franken aus dem Stiftungsfonds. 2014 wurde eine Verlängerung des Engagements beschlossen. Im Verlauf der nächsten 20 Jahre wird das Center mit weiteren 35 Millionen Franken unterstützt werden.

Millionen fliessen weiter

Die Jacobs-Stiftung begründet ihr Engagement mit ihrem «ausgeprägten sozialen Flair» und ihrem «Interesse an einer positiven gesellschaftlichen Entwicklung». An diesen Ansprüchen scheint auch der Tod von Klaus J. Jacobs im Jahr 2008 nichts verändert zu haben. Noch immer ist die Verwaltung seines philanthropischen Erbes fest in der Hand der Jacobs-Familie.

Und deren Pläne in Bezug auf die Zusammenarbeit mit der Universität Zürich sind ambitioniert. So soll das Jacobs Center Zürich dereinst Branchenleader im Bereich der Sozialforschung werden. Für Stiftungsrats-Ehrenpräsident Johann Christian Jacobs wäre das die Krönung. Er sagt: «Für uns kann das Center in Zürich zum Impulsgeber unserer Arbeit werden.» Dies legt nahe, dass die Kaffeemillionen für die sozialwissenschaftlichen Jugendforscherinnen auch in Zukunft fliessen werden.◇



Pülverchen waren gestern: Bald gibts Salate und Kaffee.

Alkohol statt Aspirin

Im Mai eröffnet eine neue Studibeiz. Konkurrenz für das «bQm»?

Jennifer Langenegger (Text)
und Nina Fritz (Bild)

Discokugel, alte Holzstühle und eine ausgelassene Stimmung. So kennen wir die florierende Studibar «bQm» unterhalb der Polyterrasse. Dort werden Stil und Ambiente nicht gross geschrieben, dafür kann sich jede und jeder das Feierabendbier leisten. Mit der Eröffnung der «Apotheke» bahnt sich nun Konkurrenz an. Neigt sich das Biermonopol auf dem Campus dem Ende zu?

Bereits beim Betreten der «Apotheke», welche sich unmittelbar oberhalb des Russo an der Zürichbergstrasse befindet, ist klar: Unterschiedlicher könnten die Lokale kaum sein. Das Futter der Stühle ist aus dunkelbraunem, leicht verruchtem Leder, die Theke aus edlem Holz, und die Deckenbeleuchtung erinnert an eine alte Fabrik. Initiiert wurde das Projekt von zwei langjährigen Studienfreundinnen. Wie es Jus-Absolventinnen normalerweise tun, haben sich auch Nina und Silvana nach ihrem Studium zunächst dem Alltag in einer Anwaltskanzlei und der Wirtschaftsprüfung gewidmet.

Die Eröffnung eines gemeinsamen Lokals war jedoch schon immer ihr grösster Traum gewesen: «Wir lieben es, Gastgeber zu sein. Wir lieben das Essen und das Geniessen», sagt Silvana. Bereits während ihrer Studienzeit waren die beiden Freundinnen der Meinung, das Angebot für Pausenverpflegung oder Mittagessen rund um den Campus sei zu beschränkt.

«Wir wollen den Studierenden sowie auch den Quartierbewohnern eine neue Alternative bieten.» Dabei bildet die italienische Kaffeemaschine das Herzstück des neuen Lokals. Die Geschäftsführerinnen der «Apotheke» legen besonderen Wert auf guten Kaffee.

Dementsprechend werden die zukünftigen Mitarbeitenden auch gleich vor Ort vom Barista-Profi in die Kultur und Vielfalt des Kaffees eingeführt. Wer zusätzlich zum Cappuccino noch ein preisgünstiges Notebook abstauben will, kann dies tun: Im Lokal bietet der integrierte Computerladen «Fruitstore» Geräte und Zubehör zu vergünstigten Studi-Konditionen an.

Mittagsmenü für 15 Franken

Das kulinarische Angebot ist facettenreich. Am Morgen gibt es ab 7:30 Uhr Brot, Gebäck sowie andere Frühstücksangebote. Am Mittag stehen neben der Salatbar auch Menüs, Panini, Quiche-Varianten und Suppen hinter der Vitrine. Nachmittags soll die «Apotheke» mit hausgemachtem Kuchen Gäste anlocken. Das Mahlzeitenangebot am Abend wird allerdings eingeschränkt sein: «Zum Feierabendbier servieren wir Apéro-Plättchen und andere Kleinigkeiten», sagen die Inhaberinnen. Donnerstags und freitags kann man den Abend dann auch etwas länger ausklingen lassen. Anders als das «bQm» wird die «Apotheke» auch samstags geöffnet sein.

Den beiden Geschäftsführerinnen ist bewusst, dass sie mit ihren günstigen Konkurrenten in unmittelbarer Nähe kein leichtes Spiel haben werden. «Mit dem «Russo» oder dem «bQm» können wir preislich nicht mithalten. Dafür gibt es bei uns lokale, saisonale und teilweise auch vegane Produkte.» Ein Espresso wird voraussichtlich 3.80 Franken kosten. Den selbst zusammengestellten Salateller gibt es für 12.50 Franken, und die Mittagsmenüs werden ab ca. 12 Franken verkauft. «Unser Konzept ist so aufgebaut, dass man auch von einem Salateller satt wird.» Die Portionen seien grosszügig. Wer gerne guten Kaffee an chicen Holztischen trinkt, wird die «Apotheke» lieben. Wen beim Kaffee in erster Linie der Koffeingehalt interessiert und wer beim Bier vor allem auf den Preis achtet, wird weiterhin im «bQm» seinen Feierabend verbringen.◇

Revolution — Kaum jemand hat es überhaupt gemerkt. Keine Fensterscheibe ging zu Bruch. Nicht ein Schuss wurde abgefeuert. Niemand schrie Parolen, und kein Mensch wurde verurteilt, geschweige denn getötet. Und dennoch kann ich erfreut verkünden: *Le jour de gloire est arrivé!*

Du sitzt vielleicht gerade auf der Toilette, wenn du diese Zeilen liest, das Smartphone hast du dummerweise in der Küche gelassen. Die FOMO (fear of missing out) macht sich in deinem Kopf breit wie die Dunkelheit einer mondlosen Nacht und du bist bereits versucht, deinen Schliessmuskel dazu zu bewegen, die lange Sitzung zugunsten des ewig wallenden Informationsflusses künstlich zu verkürzen. Doch halt! Dein täglicher Newsportal-Marathon wird dir kein Wort berichten von der ruhmreichen Revolution des überlegenen Gedankens. Denn sie spielt sich auf deinem Locus ab. In der Vorlesung, in der du gerade sitzt, in deiner S-Bahn. Schau nicht um dich. Schau in dich hinein. Denn die Revolution ist in dir! Es ist die nachhaltigste, die es je gab, denn sie kennt keine Zeit und keinen Ort. Sie schlich sich so unmerklich in deinen Kopf, dass du es selbst nicht merktest. Doch jedes Mal, wenn ein Elitarist die Welt betrachtet, stutzt und denkt: «Moment!»; wenn du in deinen Hirnwindungen das richtige Argument dagegen gefunden hast, dann wehen die Fahnen der geistigen Elite überall auf der Welt mit dir, und wir sind vereint in dem einen Gedanken: «Wir wissen es besser!»



Michael Kuratli, der fundamentale Elitarist, hat die Revolution der geistigen Überlegenheit kommen sehen und verabschiedet sich nach ihrer Erfüllung hiermit. Adieu!



Rhyn

Meeresbiologin

Grau-brauner Sand — Nicht Prinzessin. Nicht Tierärztin. Nein: Ich wollte Meeresbiologin werden. Gut, ich träumte dabei vom Schwimmen mit Delfinen. Später stellte ich mir vor, unbekannte Tiefseetierarten zu entdecken, Walgesänge zu analysieren und tagelang auf Schiffen unterwegs zu sein. Als ich dann bei einem Schweizer Meeresbiologen schnuppern war, lernte ich, dass die Realität etwas anders aussieht. Den ganzen Tag Plankton unter dem Mikroskop zu untersuchen, war nicht ganz das, was ich mir vorgestellt hatte. Damit zerrieselte mein Traum im grau-braunen Sand des Zürisees.



Luther

Zoowärter

Elefant — Wenn mich jemand als kleines Kind fragte, was ich denn später mal werden wollte, antwortete ich immer: «Zoowärter». Ich gab diese Zukunftsperspektive allerdings eines Tages auf, als meine Eltern mir sagten, was für Gefahren dieser Beruf mit sich bringen kann: «Wenn du nicht aufpasst, setzt sich dann ein Elefant auf dich drauf. Und dann?» Gute Frage. Deshalb studiere ich jetzt, anstatt mich im Zürcher Zoo um die Hinterlassenschaften der kleinen Omysha zu kümmern.



Kunz

Hufschmiedin

Heisses Eisen — Mit dem Auto von Hof zu Hof düsen, den ganzen Tag Kaugummi kauen, ganz viele Pferde streicheln – und dabei krass aussehen mit dicker Schürze und glühendem Eisen. So stellte ich mir meinen Traumberuf Hufschmiedin als Kind vor. Meine Freundinnen verstanden nicht, warum ich den Pferden lieber die Eisen aufschlagen als auf ihnen durch den Zauberswald galoppieren wollte. Aber ich fand: Scheiss auf Feen! Und noch heute denke ich mir manchmal: Wäre ich doch Hufschmiedin geworden. Denn dort ist die Frauenquote wohl noch mieser als an der Uni – oder im Journalismus.



Stoll

Nicht erinnern

Rosa Papier — Es waren Tätigkeiten, nicht Berufe, die mich als Kind faszinierten. Mir gefielen die glatte Schnittfläche, wenn der Metzger ein Fleischstück teilte, und das raschelnde rosa Papier, in das er es einpackte – überhaupt mochte ich das Gefühl der kalten, weichen Oberfläche von rohem Fleisch unter meinen Fingern. Ich liebte die suchenden Finger der Schulbibliothekarin, die in der Registerschublade nach dem passenden Zettel sucht, ihn hervornimmt, das Rückgabedatum draufstempelt und in den vorderen Buchumschlag steckt. Oder Molton-Papier, das man auf der Wand glatt streichen musste. Aber dass ich deswegen Metzgerin, Bibliothekarin oder Lehrerin hätte werden wollen, daran kann ich mich nicht erinnern.



Schoop

Bürochef

Büroklammern — Mit sechs Jahren wollte ich Bürochef werden. Mit grossem Stuhl, grossem Pult und Telefon. Darauf könnte ich dann die ganze Zeit herumdrücken, dachte ich. Und lustig mit dem Hörer spielen. Und wenn das zu langweilig wird, gäbe es ja noch die Büroklammern. Mit denen kann man schöne Colliers basteln. Und Armbänder. Und Handschellen, imfall. Oder ich könnte aus Klebstreifen kleine Kügelchen formen, dachte ich. Und diese dann mit dem Lineal den Eintretenden an den Kopf spicken. Ist doch lustig, oder? Hätte ich schon früher «Stromberg» geguckt, hätte ich gewusst: Mein erster Berufswunsch ist etwa so weise wie Beten in der Vorhölle.



Truog

Eishockeyspieler

Treffsicherheit — Mit Schläger und dazugehörigem Puck, die ich als Fünfjähriger zu Weihnachten bekam, schoss mein Vater beim ersten Instruktionsversuch sogleich die Fensterscheibe ein. Das aber ermutigte mich umso mehr, eine Laufbahn als Flügelstürmer einzuschlagen. Denn die Treffsicherheit meines väterlichen

Vorbilds war offenbar zu überbieten. Nun ist es anders gekommen, ich werde Philosoph, aber auch in Erkenntnistheorie ist dann und wann ein verbaler Cross-Check vonnöten, und nur wer genau zielt, trifft.



Kuratli

Hexe oder Räuber

Besen — Natürlich romantisiert man seine Vergangenheit. Dennoch würde ich behaupten, ich hatte immer schon ein Flair für marginalisierte Gruppen. Schliesslich wollte ich als Kind Räuber oder Hexe werden. Für einen Tag hat sich Letzteres auch tatsächlich erfüllt. Am Fasnachtsumzug durfte ich mit meiner warzigen Kleisternase Passanten erschrecken. Und mit dem Master in Kulturanalyse und Germanistik – wer weiss, ob ich nicht doch noch eines Tages mit dem Jegen durch die Wälder ziehe und wehrlose Jogger überfalle.



Sauter

Tierärztin

Streicheln — Als kleines Mädchen wünschte ich mir nichts mehr, als Tierärztin zu werden. Ich liebte Ponys und Büsis und wollte die flauschigen Tierchen den ganzen Tag streicheln. Aber mir wurde klar, dass ich als Tierärztin nicht den ganzen Tag damit verbringen würde, die Flauschis zu streicheln. Ich müsste auch meine Hand in die Gebärmutter einer Kuh stecken, um einem Kalb bei der Geburt zu helfen. Diese Vorstellung passte nicht mehr so gut in meinen makellosen Mädchentraum.



Rizzi

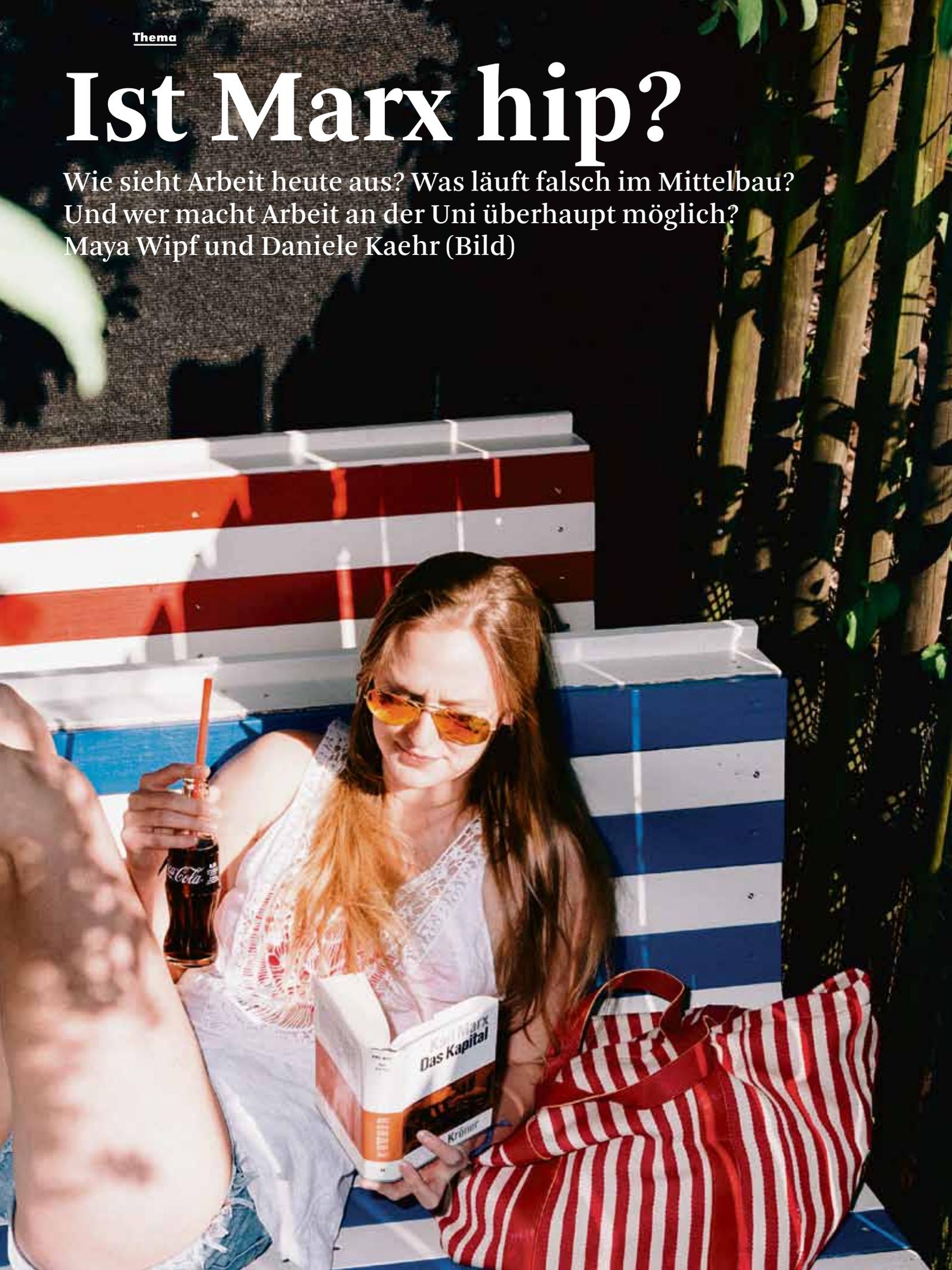
Archäologe

Lederjacke — Was ein Archäologe genau macht, davon hatte ich in der vierten Klasse keine Ahnung; auf die Frage des Lehrers, warum ich das mal machen will, konnte ich nicht antworten. Ich denke, ich stellte mir vor, mir würden eine Lederjacke, ein Schlapphut, eine Peitsche und ein Revolver stehen und es wäre eine gute Idee, im Dschungel nach Schätzen zu suchen, vor riesigen Steinkugeln davonzurennen und Bösewichte zur Strecke zu bringen.



Ist Marx hip?

Wie sieht Arbeit heute aus? Was läuft falsch im Mittelbau?
Und wer macht Arbeit an der Uni überhaupt möglich?
Maya Wipf und Daniele Kaehr (Bild)



Arbeiten nervt — Trotzdem tun wir es alle.

Ist ja klar. Denn die Miete muss bezahlt werden. Und die Ferien. Und die neuen Sneakers von Nike. Und das Essen an der Uni ist auch nicht gratis. Darum ist es okay, sich in der Bar für einen miserablen Lohn abzuschuften. Denn die Angestellten in der Kneipe nebenan kriegen auch nicht mehr.

Arbeit ist überlebensnotwendig. Trotzdem wird viel zu wenig darüber gesprochen. Es scheint, als hätten sich alle darauf geeinigt, dass Arbeit und alles, was dazugehört, ein unveränderbarer Fakt in unseren Leben ist. Das muss aber nicht sein. Denn über Arbeitsbedingungen, über Arbeitszeiten, über Arbeitsinhalte kann verhandelt werden.

Da diese Ausgabe der Zürcher Studierendenzeitung am 1. Mai erscheint, machen wir die Arbeit zum Thema. Denn auch an der Uni wird viel gearbeitet. Und je besser die Arbeitsbedingungen, desto besser die Uni. Sind unsere Assistierenden überfordert, wird der Unterricht schlechter. Sind unsere Professorinnen überfordert, nimmt die Qualität der Forschung ab. Sind wir überfordert, wird aus dem Studium ein mühseliges Muss.

An der Uni wird aber auch jenseits der Büros und Bibliotheken gearbeitet. Die wertvollste Arbeit bleibt unsichtbar. Die Toiletten funktionieren einfach. Und dass die liegengelassenen Kaffeebecher und Red-Bull-Dosen in den Vorlesungssälen wie von Zauberhand verschwinden, gilt als selbstverständlich. Darum schreiben wir in diesem Heft auch über diejenigen Leute, die den Universitätsbetrieb überhaupt erst ermöglichen.

Nina Kunz

Herr Berndt: Ist der 1. Mai eine Farce?

Arbeitsforscher und Wirtschaftsgeograph Christian Berndt über Lieblingsberufe, Migration und den 1. Mai.

Michael Kuratli (Text) und Nina Fritz (Bild)

Herr Berndt, wie feiern Sie den 1. Mai?

Nicht wirklich. An meinem 1. Mai hier in der Schweiz bin ich mit meinem Sohn und mit meiner Tochter auf das Kasernenareal gegangen. Über die Zeit hat sich das ja zu einem Tag entwickelt, an dem man nicht arbeitet. Aber man setzt sich dann trotzdem vor den Computer und arbeitet etwas.

Am Tag der Arbeit mobilisieren die Gewerkschaften und die Sozialdemokratie Zehntausende zu einem grossen Fest. Dabei spricht man seit den Siebzigerjahren von einer Krise der Arbeit. Ist der 1. Mai nicht eine Farce?

Nein, ich denke, dass der Tag noch immer seine Bedeutung hat. Weil er ein paar wichtige Dinge in den Blick rückt: gerade die Rolle der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften, die Arbeit über weite Strecken des 20. Jahrhunderts geprägt haben und noch heute wichtig sind. In der Schweiz von einer Krise der Arbeit zu sprechen ist auf den ersten Blick nicht etwas, das man machen würde. Man hat im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern kaum Arbeitslosigkeit. Dennoch gibt es einige Punkte und Problemlagen, die man ansprechen muss. Themen, die eher verborgen sind.

Verborgene Themen?

Man hat auf alle Fälle eine Tendenz zu Prekarisierung und Entgrenzung. Also wo man die Grenze nicht mehr ziehen kann zwischen Arbeit und Privatem. Und man hat in der Schweiz auch Bereiche, in denen ich mir schwer vorstellen kann, wie man mit den Löhnen über die Runden kommt. Das sind ja auch Themen, die wir bearbeiten: Hausarbeit, Pflege, Reinigung, kurz: der Niedriglohn-Sektor.

In den Boomjahren nach dem 2. Weltkrieg sprach man von der Arbeitsgesellschaft. Arbeit hat sich seither stark gewandelt. Der industrielle Sektor kollabierte, zwei Drittel der Arbeitnehmenden sind heute Dienstleistungssektor tätig. Was ist mit der guten alten Arbeit passiert?

Es gibt ja den Begriff der «Normalarbeit». Was nicht heisst, das die Mehrheit der Leute so gearbeitet hat. Sondern, dass überwiegend eine Norm vorhanden

war, nach der die Leute trachteten und strebten. Diese Arbeit ist sicher nicht verschwunden. Viele würden sagen: gut entlohnt, permanent, sicher, das sind immer noch Wünsche. Aber diese Norm ist immer weniger der Normalfall. In Städten wie Zürich oder generell Metropolen geht die Tendenz zu anderen Formen der Arbeit. Wie gesagt: Entgrenzung, projektformige Arbeit, mehr Wechsel der Arbeit. Und häufig auch Teilzeitarbeit, vielleicht mehr als in Deutschland. Das heisst, nicht immer nur freiwillige Teilzeitarbeit, sondern dass man auch gezwungen ist, so zu arbeiten.

Jakob Tanner und Brigitta Bernet bezeichnen in ihrem neuen Buch «Ausser Betrieb» die «Normalarbeit» als historischen Ausnahmezustand. Können Sie dem zustimmen?

Man kann auf zweierlei Arten darauf antworten. Es gibt diese Normalarbeit, die im fordistischen Zeitalter aufgekommen ist, das ist das Eine. Aber eben auch, dass es nicht so sehr normal war, sondern eine Norm, der man nacheiferte. Darauf fusst ein ganzes Gesellschafts- und Familienbild. In Deutschland und der Schweiz war das sicher eine weit verbreitete Form von Arbeit. Das hat sich aber in den letzten Jahrzehnten stark verändert. In diesem Sinne ist «Normalarbeit» schon eine historische Ausnahme.

Die Gewerkschaften kämpfen heute vor allem darum, Errungenschaften des Wohlfahrtsstaats zu erhalten. Dennoch nimmt die Prekarisierung und Flexibilisierung von Arbeit immer mehr zu. Die Lohnschere geht auseinander. Wie sehen Sie die Zukunft? Wird das wieder besser?

Gemeinhin wird gesagt, dass die Gewerkschaften an Bedeutung verlieren, so wie andere Institutionen, zum Beispiel die Kirche. In der Tendenz mag das so sein, aber man sieht in Deutschland zum Beispiel auch das Gegenteil. Dass Gewerkschaften wieder Zuwächse haben. Es gibt aber das Problem der Gewerkschaften, gewisse Segmente der Arbeit überhaupt in den Griff zu kriegen. Die IG Metall in Deutschland zum Beispiel bewirtschaftet weiterhin ein Segment, in dem Leute auch gemerkt haben, dass es doch hilfreich ist, einen starken gewerkschaftlichen Hinter-



Professor Berndt wäre gerne Fussballer geworden.

grund zu haben. Aber die prekarierten Bereiche, die wir gerade angesprochen haben, sind solche, die relativ gering organisiert sind, und dort haben die Gewerkschaften nach wie vor Mühe, Fuss zu fassen. Bei den Gewerkschaften, die in Branchen mit höherem Organisationsgrad wirken, schwingt demgegenüber leider auch ein gewisser Konservatismus mit.

In diesem Sinne sind Gewerkschaften auch etwas Elitäres?

Jede Organisation hat ein gewisses Innen und Ausen. Es gibt auch Ansätze, dass man sagt, man möchte exklusive Errungenschaften für die Mitglieder erkämpfen. Da gibt es natürlich einen gewissen elitären Charakter. Ich würde das aber nicht verallgemeinern.

Jeremy Rifkin sah in der Automatisierung eine Emanzipation von der Fabrikarbeit. Die Hoffnung, dass wir alle nur noch zwei bis vier Stunden pro Woche arbeiten müssten, schwebt noch immer in populären Ratgebern herum. Ist das reine Utopie?

Im Prinzip ist es so, dass die Vorteile der Automatisierung und Effizienzsteigerung nicht immer an die Arbeitnehmer weitergegeben wurden. Sei es beim Lohn oder bei neuen Arbeitsmodellen. Dann gibt es

die «sharing economy», das ist jetzt gerade der hippe Begriff. Da sehen Wissenschaftler wie Rifkin eine neue Form des Wirtschaftens aufkommen, die den Kapitalismus, wie wir ihn kennen, ihrer Meinung nach ablöst.

Ein Beispiel?

Das sind Dinge wie Uber, aber auch solidarischere Varianten, wie z.B. Pumpipumpe in der Schweiz. Also der Versuch, dass Leute im Alltag ihre Gebrauchsgüter teilen. Das ist eine andere Form des Konsums, die nachhaltiger wäre, und mit dem sozialen Gewinn, dass daraus sozialer Zusammenhalt entstehen kann. Derselbe Diskurs wird aber auch von Airbnb und Uber benutzt. Zum Teil auch zu Recht. Man kann ja sagen, dass es grundsätzlich ökologischer ist, wenn jemand seine Wohnung vermietet, als wenn sie leer steht. Es kommt bei diesen solidarischen Formen bei näherer Betrachtung aber zu einer Verschmutzung oder einer ständigen gegenseitigen Durchdringung marktorientierter und alternativer Logiken. Da zeigt sich eben auch der besondere Charakter des Kapitalismus, dass er sich ständig wandelt und anpasst. Ich denke deshalb nicht, dass es Sinn macht, streng zwischen kapitalistischem Markt und alternativen Formen des Wirtschaftens zu unterscheiden.

Die Krise der Arbeit ist also nicht zwingend eine Krise des Kapitalismus?

Nein. Es gibt Länder mit Krisen, wo Arbeit schon längst angepasst worden ist. Wo man Menschen als eine Art Selbstunternehmer anspricht. Auch mit der Zumutung, dass man ständig an sich arbeiten und sich verbessern muss. Das sind alles Figuren und Vorstellungen, die sich von dem abheben, was vorher dominant war. Die von den Menschen auch angenommen werden und in der Wirtschaft zum Tragen kommen. Arbeit wurde in der Krise neu erfunden, würde ich sagen.

In Ihrer Forschung spielt Arbeitsmigration eine grosse Rolle. Eröffnet die Migration von Arbeit auch positive Möglichkeiten oder ist sie für die Betroffenen nur belastend?

Kommt drauf an, was man anschaut. Es gibt ja die Migration sowohl in den sogenannten hochqualifizierten Bereichen als auch im Niedriglohnssektor. Was es den Menschen bringt, ist dann Ansichtssache. Vielen Menschen in den westlichen Ländern wird ja durch die gering entlohnte Arbeit, die Migranten und Migrantinnen leisten, auch geholfen, ihren Lebensstandard zu halten.

Also eine Lohnschere, die sich da entwickelt, die vor allem den Eliten in die Arme spielt?

Nicht nur Eliten. In der Schweiz zum Beispiel haben mittelständische Familien ja oft nicht die finanzi-

ellen Möglichkeiten, sich Pflegearbeit im Haus zu leisten. Da gibt es Dienstleister, die günstige Pflegearbeit aus dem Osten vermitteln. Das wird oft als Win-Win-Situation dargestellt. Wenn man das aber mittel- und langfristig anschaut, ist das schon problematisch.

«Eliten in Mexiko leben mindestens so gut wie wir.»

dann ist die Antwort der Betroffenen meist Letzteres. Weil dadurch natürlich viel mehr Geld für die Leute bleibt. Das kann aber für beide Seiten, z.B. bezüglich Versicherung, nicht die Lösung sein. Kommt dazu, dass der Lohn für polnische oder ungarische Verhältnisse sehr hoch sein mag. Wenn man aber beachtet, wie viele Stunden die Leute präsent sein müssen, sieht es mit Blick auf die Stundenlöhne ganz anders aus.

Wer ist da für Sie, um zum 1. Mai zurückzukommen, der Player, der diese Dinge in den Blick nehmen kann?

Da wären Gewerkschaften natürlich hilfreich. Die sind da aber nicht immer erfolgreich und können es auch gar nicht sein. Aber da muss man vorsichtig sein. Die Lösung ist nicht so einfach. Es ist ein Zusammenspiel zwischen staatlicher Regulierung, Arbeitnehmerverbänden und der generellen Frage, wie man mit dem Pflegerisiko umgeht, um beim Beispiel zu bleiben.

Jetzt haben wir viel von Dienstleistungen gesprochen. Was ist denn im industriellen Sektor passiert? Diese Arbeiten sind nicht einfach verschwunden, sondern werden irgendwo im globalen Süden geleistet und von grossen Firmen im Griff gehalten. Das bringt natürlich den Leuten dort auch Einkommen und Arbeit, Stabilität, die sie vorher nicht hatten. Man könnte nun einen Entwicklungsprozess erwarten. Der funktioniert aber nicht immer so, wie man sich das in der klassischen Ökonomie erhofft. Diese Themen sind gerade in unserer Forschung auch immer wichtiger geworden. Dass es da eben sehr schwierig geworden ist, Standards durchzusetzen und Regulierungen zu fordern.

Es entsteht dabei ja das Bild, dass der Westen jetzt einfach die besitzende Elite ist und die klassische Fabrikarbeit im globalen Süden geleistet wird. Ist das eine Vorstellung, die aufgeht?

Nicht so ganz. Die Unterschiede innerhalb der Länder sind teilweise grösser geworden als die zwischen

ihnen. Die Eliten in, beispielsweise, Mexiko leben sicher mindestens so gut wie wir. Aber auch südliche Firmen sind stärker geworden. Wobei man ja in der Forschung richtigerweise von der territorialen Betrachtung weggeht.

Sprechen wir noch etwas von Ihrer Arbeit. Sie sind Deutscher, der in die Schweiz arbeiten gekommen ist. Hat das mit den besseren Arbeitsbedingungen zu tun?

Generell ist das sicher ein Punkt. Es ist aber so, dass man sich in meinem spezialisierten Gebiet nicht auf ein Land beschränken kann. Für mich hätten da auch die USA oder Grossbritannien eine Rolle spielen können.

Solche Tendenzen, die Sie weltweit, etwa bezüglich Migration oder Strukturwandel, beobachten: Sieht man auch an der Uni?

Das Lustige an einem Unijob ist ja – wenn man ihn ernst nimmt – dass man immer so arbeitet. Also zur Selbstoptimierung gezwungen ist. Da würde ich in der Schweiz keinen Unterschied sehen. Aber global ist der Markt sicher härter geworden. Dass man gewisse Erwartungen erfüllen muss, Papers publizieren, Drittmittel einwerben. Aber es gibt sicher Länder, wo das brutaler gemacht wird. So, wie das hier stattfindet, finde ich das völlig OK. Wo es prekär wird, ist dann eher auf anderen Ebenen der universitären Karriere.

Also im Mittelbau. Doktorierende beklagen ja oft die hohe Arbeitsbelastung und die Abhängigkeit von ihren Profs. Ist unser System noch patriarchal oder bereits komplett kommodifiziert?

Durchökonomisiert war es schon immer. Das liegt auch an den Erwartungen an sich selber. Das System ist aber hier noch überlagert von dieser patriarchalen Struktur. Da sehe ich aber schon auch Veränderung oder den Willen zur Veränderung. Z.B. mit attraktiveren Stellen wie Tenure-Track-Assistenzprofessuren. Die Uni Zürich nimmt da schon den richtigen Weg, denke ich.

Zum Schluss: Was war Ihr Traumberuf als Kind?

Lange Zeit vielleicht Fussballer. Später wollte ich Lehrer werden. Und bin in die Forschung dann eher etwas zufällig hineingerutscht. So eine akademische Karriere ist extrem schwierig zu planen. Das merken ja auch die Doktorierenden. Die Pyramide ist steil und der Markt gerade in der Schweiz nicht gross.◇

Prof. Dr. Christian Berndt ist seit 2010 Professor für Wirtschaftsgeografie an der Uni Zürich. Zuvor hatte er einen Lehrstuhl an der Uni Frankfurt inne. Er habilitierte an der Universität Eichstätt-Ingolstadt zu den Globalisierungswirklichkeiten an der mexikanischen Grenzen und forscht unter anderem zu Arbeitsmigration und Care-Arbeit.

Unbehagen im Mittelbau

Assistierende klagen über hohen Leistungsdruck und schlechte Löhne – arbeiten aber an einem der international besten Standorte für Wissenschaft.

Hanna Stoll und Simon Truog (Text), Maya Wipf und Daniele Kaehr (Bild)

Dem Mittelbau der Schweizer Unis geht es schlecht. Zu dieser Sicht gelangt, wer sich zum Thema umhört. Eine Tagung der Assistierendenvereinigung der Uni Basel sieht «düstere Aussichten für den Nachwuchs an Schweizer Universitäten». In der Hauptstadt werden Lunch-Talks zum Thema «Arbeitsbedingungen im Mittelbau» veranstaltet, und in Zürich beanstandet ein Assistierender des Historischen Seminars unbefriedigende Umstände: tiefer Lohn, deutlich höheres Arbeitspensum als vertraglich vorgesehen, wenig Zeit für die Dissertation. Der Schweizer Wissenschaft im Allgemeinen aber geht es bestens. In sämtlichen Bewertungsansätzen und Rankings schneidet sie gut ab, so beispielsweise als Zweitplatzierte nach den USA in einer Studie des Bundes bezüglich der

Qualität der wissenschaftlichen Publikationen. Auch die wissenschaftliche Infrastruktur sei gut in der Schweiz, sagt Corina Wirth vom Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI). Wird

also nur auf hohem Niveau geklagt? Oder gibt es tatsächlich strukturelle Probleme? Beides scheint der Fall zu sein.

Künstler in Ausbildung?

Ein wissenschaftlicher Assistent erledigt normalerweise administrative Arbeiten, er unterrichtet Studierende und verfasst eine betreute Dissertation. Er produziert und vermittelt so einerseits Wissen, setzt aber andererseits auch seine wissenschaftliche Ausbildung fort. Damit lässt sich das niedrigere Lohnniveau im Vergleich zu Jobs in der Privatwirtschaft zumindest teilweise legitimieren. Die Nachwuchswissenschaftler wissen, dass sie sich auf tiefe Löhne und eine unsichere Zukunft einlassen, und tun dies vor allem aus Liebe zur Wissenschaft, wie eine Umfrage des Bundes bestätigt. Woher dann aber das Unbehagen? Um ein These zu wagen: Es gibt ein Ideal des freien, sich künstlerisch entfaltenden Wissenschaftlers, das die Tatsache verschleiern, dass Wis-

senschaft ebenso auch Arbeit ist. Diese Sicht kann von Professoren instrumentalisiert werden, um Mitarbeitenden viel Arbeit aufzuhalsen. Und andererseits können Karriereängste zu einer überangepassten Haltung gegenüber Vorgesetzten und dem Mainstream in Sachen Forschung führen. Beides ist kontraproduktiv und ungesund.

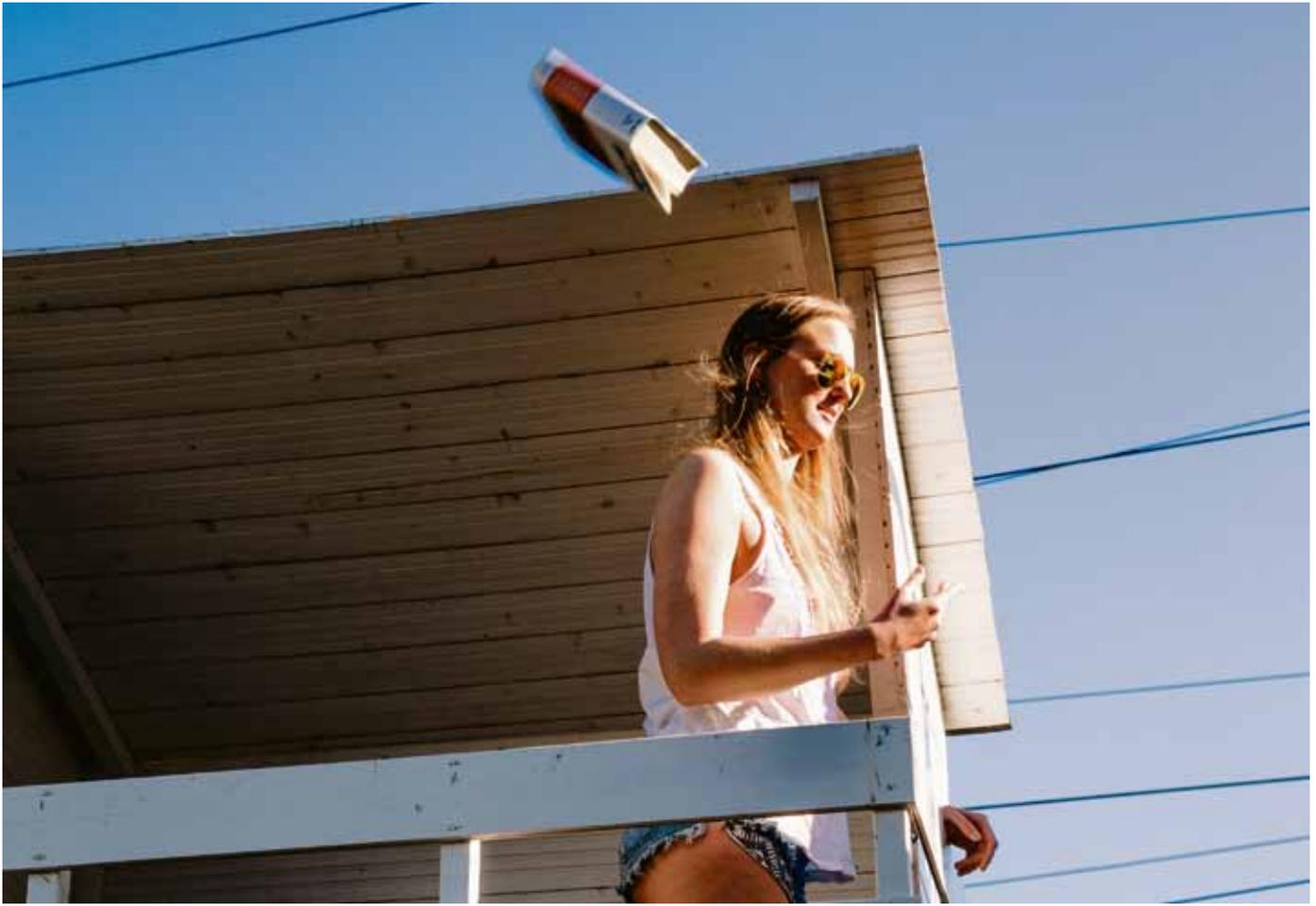
Für einmal: Mehr Amerikanismus an den Unis!

Aber es gibt auch deutliche strukturelle Probleme, die die Belastung erhöhen. Als Folge der Ökonomisierung des Wissens gleicht die Universität heute einem Unternehmen, das sich im internationalen Wettbewerb um Rankingplätze und Publikationszahlen behaupten muss. Eine Konkurrenzlogik ist in der Wissenschaft eigentlich unangebracht, denn in der Forschung gibt es mehr als genug Neuland, und innovative Ideen sind immer gefragt. Trotzdem wird die Wissensproduktion gemessen und bewertet, oft mit Massstäben, die Quantität der Qualität vorziehen. Dadurch steigt der Druck auf Wissenschaftler aller Hierarchiestufen, und die zusätzlich anfallende verwalterische Arbeit, die seit der Bologna-Reform stark zugenommen hat (ZS #2/15), wird auf die Assistierenden abgewälzt.

Zudem ist eine akademische Laufbahn in der Schweiz unsicher, da ein Newcomer lange warten muss, bis er eine feste Stelle hat, und es einen engen Karriere-Flaschenhals gibt. Grund dafür ist das «germanische» Hochschulmodell, das ausgeprägt hierarchisch und stark Lehrstuhl-zentriert ist. Erst wer eine Professur innehat, ist sicher in der Wissenschaft gelandet. Der Bund versucht dem seit einigen Jahren entgegenzuwirken, indem er mehr Festanstellungen von wissenschaftlichen Mitarbeitern sowie die Schaffung von Assistenzprofessuren mit sogenanntem Tenure Track empfiehlt. Die Kantone sind in der Umsetzung und Ausgestaltung jedoch frei und bisher zurückhaltend.

An der Uni Zürich wurden bislang 14 Assistenzprofessuren mit Tenure Track eingerichtet. Diese Stellen geben Nachwuchswissenschaftlern während vier bis fünf Jahren die Möglichkeit, sich zu bewähren. Danach müssen sie in einem Bewerbungsverfahren um eine feste Stelle, die einen Lehrstuhl garantiert, noch

Erst der Professor ist sicher in der Wissenschaft gelandet.



Weg mit den Büchern! Karriere an der Uni lohnt sich nur für die Wenigsten.

einmal die internationale Konkurrenz ausstechen. Die Post-Doc-Phase soll damit verkürzt und schneller Klarheit über die Chance auf eine wissenschaftliche Karriere geschaffen werden. Dieses Modell ist vom «angelsächsischen» Hochschultyp abgeschaut.

Ein weiteres Problem besteht darin, dass es sich für das Mittelbau-Personal nicht lohnt, viel Zeit und Energie in die Lehre zu stecken, da Publikationen und Diss oder Habil für die weitere Karriere ausschlaggebend sind. Entweder leidet also die Qualität des Unterrichts, oder aber die Assistierenden haben einen zusätzlichen Zeitaufwand, wenn sie sich gut auf die Seminare vorbereiten wollen. Es müssten also Ideen her, wie man gute Lehre honorieren kann.

Mittelbau ist nicht gleich Mittelbau

Freilich unterscheidet sich die Situation je nach Fachbereich. Bei den Wirtschaftswissenschaften an der Uni Zürich etwa gleicht das Doktorat einem PhD (USA, England). Im ersten Jahr wird ein breites Vertiefungsstudium absolviert und noch nicht an der Dissertation gearbeitet – das heisst die Doktorierenden arbeiten wie schon vorher für ETCS-Punkte. In den Rechtswissenschaften wiederum gibt es viele Wissenschaftlerinnen, die neben der akademischen

Forschung bereits mit einem Bein im ausseruniversitären Berufsleben stehen. In den Geistes- und Sozialwissenschaften schliesslich wollen die meisten der Doktoranden laut der besagten Umfrage des Bundes an der Uni bleiben. Das verschärft die Konkurrenzsituation.

Der Leistungsdruck auf dem schweizerischen Arbeitsmarkt ist hoch, dies gilt nicht nur für die Wissenschaft. Schlecht geht es dem Wissenschaftsnachwuchs in der Schweiz wohl nicht – besonders wenn man den Blick über die Grenzen wagt. Doch sind der Vergleich mit noch schlechter funktionierenden Systemen im Ausland und intrinsische Arbeitsmotivation schwache Argumente, wenn greifbare Lösungen vorhanden sind. Damit diese von den Unis und den Kantonen umgesetzt werden, muss sich der Mittelbau weiter Gehör verschaffen.◇

In Beton gegossene Märchenwelt

In den Irrgängen unter dem Irchel sorgen gute Seelen dafür, dass der Unibetrieb läuft.

Florian Schoop (Text und Bild)



Daniel Schnarwiler bietet einen Glasbläserkurs für Forschende an. Dieser ist fast immer ausgebucht.

Es ist Frühling am Irchel. Die zarte Sonne kitzelt die noch bleiche Haut der zahlreichen Studierenden, die vor der Uni sitzen und die Winterkälte aus ihren Körpern hauchen. Doch im Untergrund und im Parterre des grossen Campus spielt sich eine ganz andere Realität ab. Die Realität von Leo Kuonen.

Kuonen ist ein freundlicher Mann um die 50, mit Brille und schwarzem Haar. Er ist der Leiter des Servicecenters und führt mich vom belebten Campus hinab in die Tiefen des Irchels. Dort wird gewerkelt und gewirkt, damit oben geforscht werden kann und der Unimotor brummt. Mit einem Ruck öffnet Kuonen eine schwere Türe und leitet mich in den Bauch

des Komplexes, der 1979 eröffnet worden war. Wir gehen durch lange, sterile Gänge, die an futuristische Filme erinnern. Silberne Rohre schlängeln sich über uns, während es aus verschlossenen Räumen surrt und knarrt. Durch das Labyrinth sausen Elektrofahrzeuge und transportieren Waren von A nach B. Es ist ein eigener Mikrokosmos hier unten. Und er scheint anderen Gesetzen zu gehorchen. So ragt an einer Stelle eine grosse Duschbrause von der Decke. Sie sieht aus wie eine zu Stahl gewordene Sonnenblume. «Kommen Forschende in ihrem Labor in Kontakt mit gesundheitsschädigenden Substanzen, müssen sie diese sofort von ihrem Körper waschen»,

erklärt Kuonen. Mittels Knopfdruck rauscht dann eine Unmenge von Wasser durch den breiten Ausfluss. «Das gleicht einer kleinen Überschwemmung.»

Unikate für die Forschung

Kurze Zeit später reisen wir per Lift vom Untergrund ins Parterre und befinden uns darauf in einer Werkstatt der anderen Art: der universitären Glasbläserei. Durch die Fenster dringt warmes Licht auf zahlreiche gläserne Zylinder und Kolben. «Alles, was wir hier herstellen, ist handgemacht», sagt Daniel Schnarwiler, der Leiter der Werkstatt. Diesem Mann merkt man die Freude an seinem Job an. Beflissen zeigt er die Laborinstrumente und erklärt, wozu sie dienen. «Die Hälfte unserer Produkte sind Unikate», sagt er stolz. Forschende kommen mit ihren Plänen zu Schnarwiler und wollen bei ihm eigene Glasinstrumente bauen lassen. «Einmal mussten wir für einen Biologen sogar ein Hummellabyrinth aus Glas anfertigen.» Welche Produkte er und sein Team herstellen, hängt immer von den Professoren ab, die gerade an der Uni Zürich lehren und forschen.

Seine Werkstatt repariert aber auch zerbrochene Instrumente aller Art. Einem fehlt eine Windung, bei einem anderen ist der Hals abgebrochen. Damit die Forschenden aber auch selbst Reparaturen machen können, bietet Schnarwiler einen Glasbläserkurs an. «Der ist meist ausgebucht.» Die Teilnehmer lernen nebst einigen Grundlagen auch praktische Dinge für den Alltag, wie etwa das Herstellen von Weihnachtsschmuck: «Ob man nun einen Kolben oder eine Christbaumkugel bläst, kommt nicht so drauf an», schmunzelt Schnarwiler. «Auch der Spass darf nicht zu kurz kommen.»

Grösste Werkstatt der Uni

Wir verabschieden uns vom Mann mit den Bunsenbrennern und schlängeln uns durch weitere gesichtslose Gänge. Kurz darauf treffen wir auf den Leiter der grössten Werkstatt der Universität Zürich, Kurt Bösigger. «Wir stellen hier zu hundert Prozent Prototypen her», sagt der Leiter der Physik-Werkstatt, «darunter auch Teile für das Kernforschungszentrum CERN». Bösigger führt uns durch seinen stattlichen Maschinenpark.

In den hohen Hallen stehen mehrere hunderttausend Franken teure Apparate. Allein die Bohrer der Instrumente sind ein Vermögen wert. Ein Lehrling arbeitet gerade an einem monströsen Gerät und prüft behutsam dessen Bestandteile. Der Verwendungszweck dieser Maschine ist mir als Amateur jedoch auch nach ausführlicher Erklärung noch unklar. Die fünf Mitarbeiter und drei Lehrlinge fertigen hier aber auch profanere Dinge, wie etwa Spaghettitester für Barilla oder Kronleuchter für das Zürcher Opernhaus. «Die meisten Produkte stellen wir aber für Uni-interne Zwecke her», erklärt Bösigger. Darauf verabschiedet er sich und düst auf einem Gabelstap-

ler davon. Mit Leo Kuonen tauche ich wieder in den Untergrund. Dort, inmitten der von Neonröhren beleuchteten Gänge, befindet sich ein Laden. Durchs Fenster sind zwei Studentinnen zu sehen, die über die Theke grosse Schachteln in Empfang nehmen. Dieser Laden strahlt durch seine utilitaristische Aufmachung den Charme eines DDR-Kleidergeschäfts aus – mit dem Unterschied, dass die Gestelle prall gefüllt sind. Auf 300 Quadratmetern verkaufen hier neun Mitarbeitende über 2000 Produkte. Was sie verkaufen, ist schwierig zu sagen. Die Vitrinen preisgeben Produkte an, von denen der Laie so viel versteht wie Thomas Gottschalk von Mode. Die säuberlich aufgestellten Gläschen und unförmigen Behälter für allerlei Fluides lassen wenig auf deren Verwendungszweck schliessen.

Raumschiff Enterprise

Wir verlassen das unterirdische Fachgeschäft und gelangen schliesslich ins Reich von Leo Kuonen. Hier im Servicecenter kümmert man sich rund um die Uhr um die Wehwehchen des Irchels. Die übergrossen Flatscreens erinnern an Raumschiff Enterprise. Kuonens Mitarbeiter kümmern sich um Notfälle aller Art. Wenn es am Campus brennt, wird von hier aus die betriebsinterne Feuerwehr losgeschickt. Für diesen Fall stehen 20 Feuerwehrleute und ein rotes Einsatzauto mit UZH-Logo auf dem Kühler zum Einsatz bereit. So etwa auch im Mai 2012, als das Gebäude wegen eines Chemie-Unfalls evakuiert werden musste (ZS #2/13). Die meisten Alarme sind aber weniger schwerwiegend. Oftmals leuchten auf den Bildschirmen rote Punkte auf, wenn in einer der vielen Tiefkühltruhen in den Labors die Temperatur nicht mehr stimmt. Die Nachtschicht muss im Durchschnitt mit zehn solchen Alarmen rechnen. Doch das Servicecenter dient auch als Anlaufstelle: In der Nacht melden sich etwa die Securitas-Patrouille oder die Bestatter auf dem Weg in die Rechtsmedizin bei ihnen.

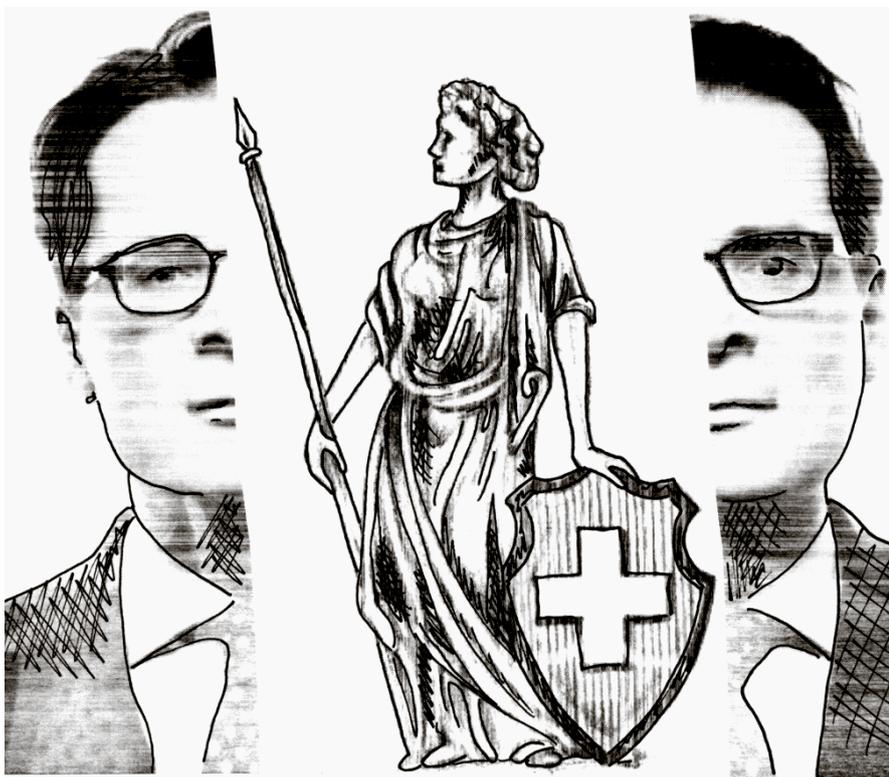
Ich verabschiede mich von Kuonen und tauche wieder an der Oberfläche auf. Die Sonne ist mittlerweile von Wolken verdeckt, die Studierenden sitzen wieder in ihren Vorlesungen. Der Komplex steht beinahe verlassen da. Und die vereinzelt Spaziergänger im Park ahnen nicht, was für eine futuristische Märchenwelt sich unter den Betonblöcken am Irchel verbirgt.◇

Ich verstehe so viel wie Thomas Gottschalk von Mode.

Kampf um die Geschichte

Die Schweizer Volkspartei führt einen Grossangriff auf das Fach Geschichte an der Uni Zürich. Die Gegenwehr ist nicht der Rede wert.

Johannes Luther und Janna Kraus (Text), Nora Gsell (Bild)



In Köppls Kopf regiert Helvetia.

Mit Mörgeli fing alles an. Die Entlassung des damaligen Leiters des Medizinhistorischen Instituts im September 2012 war Anlass zu einer Kampagne, welche die Uni Zürich und spezifisch das Historische Seminar (HS) in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit rückte. Die SVP benutzte die Causa Mörgeli als Aufhänger für Angriffe gegen dessen vermeintlich linkslastige Ausrichtung. Während der folgenden zweieinhalb Jahre schossen die SVP und die ihr nahestehende «Weltwoche» sich zunehmend auf persönlicher Ebene auf Angehörige des HS ein.

Mit Titelstorys wie «Vor diesen Professoren wird gewarnt» und «Die Geliebte des Historikers» attackierte und diffamierte insbesondere «Weltwoche»-Redaktor Phi-

lipp Gut die Professoren Sarasin und Golttermann aufs Gröbste. Mit der Abschaffung des Fachs Schweizer Geschichte Ende 2014 verlagerten sich die Angriffe nun scheinbar auf die inhaltliche Ebene.

Dekonstruktionswahn?

In der «Basler Zeitung» kritisierte der Wirtschaftshistoriker und Zürcher Titularprofessor Tobias Straumann seine Zürcher Kollegen, weil sie sich weigern würden, an politischen Debatten teilzunehmen. Gleichzeitig plädierte er dafür, dass der «Sonderfall Schweiz» stärker betont werden sollte. Nach Straumann soll ein Geschichtsstudium dazu dienen, dass «ein Grundverständnis der Schweiz in die Verwaltungen, Redaktionen und Schulen

hingetragen» werde. Nur so könne dies im «Auftrag des Steuerzahlers» gerechtfertigt werden. Straumann klagte zudem über den vermeintlich allgegenwärtigen Dekonstruktionswahn an der Uni Zürich: «Nichts hat stattgefunden, alles ist nur eine nachträgliche Vereinfachung», fasst Straumann die Arbeit seiner Kollegen salopp zusammen.

Vierfaches Jubiläumsjahr

Interessanterweise sind es genau diese Töne, die auch von Christoph Blocher und Konsorten in fast identischer Form in der aktuellen Debatte um Schweizer Mythen angeschlagen werden. Das vierfache Jubiläumsjahr (Schlacht am Morgarten, Eroberung des Aargaus, Schlacht bei Marignano und Ende des Zweiten Weltkriegs) gab Anlass zu einer Flut von Veröffentlichungen und Veranstaltungen zur Frage nach der Deutungshoheit über die Schweizer Geschichte. Ob im Feuilleton der «NZZ», im Lake-Side-Kongresssaal, oder an einer Podiumsdiskussion im Uni-Hauptgebäude; überall wird diskutiert, was diese Ereignisse und die Mythen drumherum für die heutige Schweiz und ihre Bewohnerinnen und Bewohner zu bedeuten haben.

Dabei begeben sich die wenigen Historikerinnen und Historiker, die sich auf solche Debatten überhaupt einlassen, aufs Glatteis. Sie akzeptieren damit nämlich die Prämissen der SVP-Rhetorik und lassen sich dazu drängen, die Geschichte als Wissenschaft von Wahrheit und Fakten zu verteidigen. Die andere Seite kann so den Schutz der Eidgenossenschaft vor dieser wissenschaftlichen Faktenklauerei für sich reklamieren. Dass es der SVP freilich nicht um die akademische Debatte geht, macht ihr Chefstrategie ohne Umschweife deutlich: «Das hier ist kein Historikerstreit, das ist ein politischer», so Blocher in der Debatte mit dem Schweizer Historiker Thomas Maissen, der als

einer der Wenigen persönlich in den Ring stieg. Dass Maissen in Paris arbeitet, machte ihm Blocher gleich zum Vorwurf: Keiner der «ach so gschiide Professore vo Züri» habe sich dazu bereit erklärt, mit dem Hobbyhistoriker und dem Moderator des Events, Parteigenosse Roger Köppel, zu diskutieren. Es ist aber nachvollziehbar, dass man sich als Forscherin oder Forscher nicht in diese Schlangen-grube hineinbegeben möchte.

Maissen ertrug für knapp zwei Stunden geduldig Blochers wirre Tiraden über die Tücken der EU und seine Erfahrungen als internationaler Unternehmer, Köppels Sticheleien und den tosenden Applaus von Blochers persönlichem Fanclub. Als auch Maissens Äusserungen von einer deutlichen Minderheit beklatscht wurden, unterstellte ihm Blocher sofort, er habe wohl seinen «ganzen historischen Tross mitgebracht».

Schön wärs. Leider beschränkte sich der Beitrag der betroffenen Zürcher Historikerinnen und Historiker bisher weitestgehend auf erschreckend zahme Kommentare im Feuilleton und Andeutungen in vereinzelt Vorlesungen. Selbst auf dem eigenen Terrain konnte man bisher nicht überzeugen. Während der Podiumsdiskussion im Uni-Hauptgebäude Ende März vermochten die Teilnehmenden den von der SVP abgesteckten Rahmen nicht zu verlassen. Kein kritisches Wort fiel über die Verwendung des Begriffs «Mythos». Niemand machte sich die Mühe, Definitionen nach Freud, Lévi-Strauss oder Barthes auch nur zu erwähnen, obwohl es sich dabei um Theorien handelt, auf die alle Studierenden in den Kursen getrimmt werden. Vielmehr beeilte man sich, zu versichern, auch Mythen hätten ihren Platz in der Geschichte.

Wildern im Territorium

Auch der Begriff «Konstrukt» wurde der SVP weitestgehend kampflos überlassen. Anscheinend war keinem der Anwesenden daran gelegen, diesen Kernbegriff in irgendeiner Form zu kontextualisieren. Kein Wort darüber, dass «konstruiert» nicht «gefälscht» bedeutet oder als Gegensatz zu «natürlich gewachsen» verstanden werden soll. Hinter jedem Mythos steht eine Geschichte von Überlieferung und Übertragung. Den Mythos als konstruiert zu bezeichnen, bedeutet lediglich, aufzuzeigen, welche Leute, Mechanismen und

Institutionen dafür gesorgt haben, dass er uns der heutigen Form vorliegt. Aber von all dem sprach niemand.

Wie kann das sein? Die SVP wildert fröhlich im Territorium der Historikerinnen und Historiker, und diese schauen zu. Blocher schickt sich an, die Schweizer Vergangenheit zu retten, und seine vermeintlichen Kontrahenten überlassen ihm das Feld. Die Professorenschaft des HS schottet sich ab, anstatt öffentlich für ihre eigene Arbeit und auch für uns Studierende einzustehen. Den Attacken, die ihre und unsere Daseinsberechtigung in Frage stellen, lässt sich nicht allein mit Schweigen begegnen.

Einmischen!

Erwerben wir die Werkzeuge wie kritisches Denken, stringente Argumentation und rhetorische Fähigkeiten lediglich für das Bestehen von Leistungsnachweisen? Sind wir nicht verpflichtet, einen Beitrag zum öffentlichen Diskurs zu leisten und zu lernen, uns auch ausserhalb unseres Fachs verständlich zu machen?

Blochers Kritik an der Abgehobenheit der linken Intellektuellen greift leichter, solange wir uns einem Dialog mit einer breiteren Öffentlichkeit verweigern und uns scheuen, zu politischen Themen Stellung zu beziehen. Wenn wir uns weiterhin vor derartigen Konfrontationen drücken, überlassen wir die Geschichte dem Kampf politischer Parteien. ◇

Schweizer Geschichte nach Mass

Nicht nur Christoph Blocher und sein Umfeld versuchen, die Deutungshoheit über die Schweizer Vergangenheit zu erlangen. Auch die Nachwuchsabteilung beteiligt sich an der Debatte. Die Junge SVP Schweiz (JSVP) lanciert nun eine Broschürenreihe unter dem Titel «Geschichte im Brennpunkt» für die Sekundarschule. Die Aktion ist Teil des Projekts «Freie-Schulen.ch», in welchem die Jungpartei nach eigener Aussage «politische Beeinflussung und einseitige Indoktrination an Schweizer Schulen» thematisieren möchte. In ihrer Medienmitteilung kritisiert die JSVP unter anderem die vermeintliche Abschaffung des Fachs Schweizer Geschichte als Nebenfach an der Uni Zürich. Die Geschichte der Schweiz werde, so behauptet die JSVP, konsequent kleingeredet.

Deshalb ergreift die Jungpartei nun selbst die Initiative und will den Missstand mit einer eigenen Heftreihe beheben. Der erste Band, welcher im März erschien, behandelt die Schlacht bei Sempach. Weitere Ausgaben sollen vom Erfolg des ersten Bandes abhängen. Schon auf den ersten Blick merkt man, wer die Verfasser sind. Das Vorwort stammt von JSVP-Präsident Anian Liebrand, und im Heft finden sich Insetrate für nationalkonservative Gruppen. Es enthält Texte über die Vorgeschichte, den Verlauf und im letzten Abschnitt die moderne Rezeption der Schlacht. Es fehlt jegliche Quellenkritik. So wird zwar die Entstehung Winkelrieds aufgezeigt, aber nicht gesagt, dass die Figur knapp 100 Jahre nach der Schlacht, noch namenlos, erstmals erwähnt wurde und daher kritisch betrachtet werden muss.

Der letzte Abschnitt «Exkurs in die Gegenwart» liest sich wie eine Brandrede gegen Internationalisten. Es werde von der Linken gegen die angeblichen Rechtsextremen gehetzt, die bloss friedlich der Gefallenen gedenken würden. Man wird das Gefühl nicht los, dass es nicht um Geschichte, sondern um Politik geht, wenn von der Bedeutung der Schlacht für das spätere «Unabhängigkeitsstreben der Eidgenossen» und die Schweizer Werte geschrieben wird. So ist es dann auch der «Historiker-Mainstream», der diese Bedeutung relativiert.

Johannes Leutenegger

Eberhard Christian Kindermann: Die Geschwinde-Reise im Luftschiff nach der obern Welt (1744) — Fünf Astronauten landen in der Mitte des 18. Jahrhunderts auf einem der (zu diesem Zeitpunkt noch nicht entdeckten) Marsmonde. Dort angekommen, erklären sie den Bewohnern des Gestirns, sie seien «Götter der Luft», und demonstrieren diesen Sachverhalt mit Waffengewalt.

Doch wer den Tod zu bringen vermag, herrscht noch lange nicht im All. Die Eingeborenen finden nur allzu schnell heraus, dass es sich bei den Besuchern keinesfalls um Götter handelt, sondern um die Bewohner jener Welt, die ihnen Gott als abschreckendes Beispiel für moralisches Fehlverhalten gewiesen hat. Am Ende der Schöpfungskette, die sich durch das Weltall zieht, stehen also die Menschen, ein verworfenes Geschlecht. Überwinden lässt sich die kosmische Erbsünde einzig und allein durch die Weltraumfiktion, durch das Buch, das uns Kunde gibt vom Leben, Denken und Handeln der Ausserirdischen – die uns zum Vorbild dienen.

Kindermanns Text ist ein Grundpfeiler (nicht nur) der deutschsprachigen Science Fiction. Wer wissen will, wie der moralische Kosmos der Aufklärung strukturiert ist und woher auch Philosophen wie Kant das Selbstbewusstsein und die Überzeugung nahmen, dass «doch die meisten unter den Planeten gewiß bewohnt» seien – der findet hier Antworten. Und eine kurzweilige Lektüre.



Prof. Dr. Philipp Theisoohn forscht am Deutschen Seminar zu extraterrestrischer Literatur.



Saufen, Prügeln, Hängen

Endlich ein Film, der kurz nach der Wende spielt, ohne sie zu thematisieren. Endlich keine fallenden Mauern, hupenden Trabis und verdutzten DDR-Grenzbeamte. Sondern nur Leere und Perspektivlosigkeit – der grosse Kater nach der Wende. All dies verspricht der Film «Als wir träumten». Er enttäuscht trotzdem.

Wir befinden uns in Leipzig in der frühen Nachwendezeit: Dani, Rico, Mark und Paul ziehen durch triste Strassen. Sie saufen, prügeln sich mit Neonazis und schlagen Autos zu Brei. In dieser Stadt ist es meistens dunkel. Die Kameras zielen direkt auf die Gesichter und es wird so portraithaft gefilmt, dass vom Hintergrund nichts mehr übrig bleibt. Wir schauen nur in leere, verzogene, blutende Gesichter oder in von Weinkrämpfen zur Grimasse verzerrte Fratzen. Tristesse pur, denn diesen vier Jungs gelingt nichts. Sie sind Schulabbrecher, hängen in Kellern herum und träumen von einem eigenen Klub. Und als sie ihn eröffnen, natürlich in einer heruntergekommenen Fabrikhalle, kommen wieder die Neonazis und hauen alles kurz und klein.

Der Film liefert zahlreiche Erzählstränge. Doch die meisten verlaufen ins Nichts. Geschichten und Anekdoten werden angerissen, nur um sie gleich darauf wie ein ungeliebtes Spielzeug fallen zu lassen und man fragt sich: Was soll das alles? Die Antwort ist einfach: «Als wir träumten» ist eine Literaturverfilmung des gleichnamigen Romans von Clemens Meyer aus dem Jahr 2006. Die Vermutung liegt nahe, dass aus dem Buch wie bei einer Best-of-Sammlung die knackigsten Szenen herausgepickt wurden, ohne dabei auf den Erzählfluss zu achten. Das ist schade. Dem Film fehlt es dadurch an emotionaler und erzählerischer Tiefe.

Eine Perle bleibt aber: Der Titelsong «A New Error» von Moderat ist eine Wucht. Man bekommt gleich Lust, tanzen zu gehen – am liebsten in einer alten Fabrikhalle in Leipzig. [flo]

«Als wir träumten» (2015) läuft derzeit im Zürcher Kino «Riff Raff».



Wiggle, wiggle – zur Ästhetik des Twerking

Noch vor zwei Jahren wäre es wohl eine beleidigende Geste gewesen, jemandem seinen Hintern entgegenzustrecken. Doch seit Miley Cyrus nicht mehr bei Disney unter Vertrag steht und Nicki Minaj mit Busta Rhymes (naja) singt, haben sich die Dinge geändert. Ein neues Phänomen der Populärkultur greift um sich: Twerking. Für all jene, die noch immer nicht wissen, worum es hier geht, sei der Eintrag im Oxford Dictionary empfohlen: «To twerk» bedeutet so viel wie «in sexuell provokativer Art zu Popmusik tanzen, indem in hockender Position die Hüfte vor- und zurückgeschoben wird». Über die Ursprünge herrscht Ungewissheit: Manche vermuten sie in der Hip-Hop-Szene der 1990er in New Orleans, andere im Jahre 2004 bei Fitta mit am Gion (Move Your Füdli).

Doch was hat es auf sich mit diesem Tanz, der als «neue Trendsportart Hollywoods den Po knackig und die Oberschenkel straff» machen soll? Ich will es genau wissen und fahre ins Loft1 beim Letzipark, ein Fitness-Studio, das überwiegend Pole-Dancing anbietet. (Richtig, der Tanzstil, der unseren Vätern noch heute die Schamesröte ins Gesicht steigen lässt, mittlerweile aber bei Weitem nicht mehr nur in zwie- und rotlichtigen Etablissements salonfähig ist.) Klar, weisse Rollkragenpullover sucht man auch im Loft1 vergebens. Aber die Klischees frivoler Luder und billiger Flittchen werden nicht bedient. Die Teilnehmerinnen sind zwischen achtzehn und vierzig Jahre alt, arbeiten im Marketing oder bei der Zollbehörde und könnten auch in Heidegger-Seminaren sitzen. Die meisten tanzen schon seit Jahren und wollen neue Bewegungen lernen, «Moves», wie es im Fachjargon heisst; andere hatten es einfach satt, im Club nur rumzustehen, und wieder andere schätzen das spezifische Training gewisser Muskelgruppen, das gleichzeitig Spass macht. Die Lektion beginnt mit einem Aufwärmen, das mir sofort Schweissperlen auf

die Stirn treibt. Etwas deplatziert komme ich mir schon vor, als ich mir in meiner Jogging-Kluft vor dem Spiegel die Glieder verrenke und die geschmeidigen Bewegungen der Traineeerin nachzuahmen versuche. Vor den Choreos kommt Mish, eine zierliche, toughe Profitänzerin, die den Kurs seit anderthalb Monaten leitet, zum Hauptteil, dem eigentlichen Twerken. Wer (wie ich) dachte, dass Bootyshaken selbst für mediokre Bewegungstalente keine koordinative Herkulesaufgabe darstellen dürfte, wird eines Besseren belehrt: En passant werden die verschiedenen Techniken durchgegangen. Ich zähle deren sechs. Mileys obszöne Varianten sind nicht dabei. «Das ist auch kein Twerk», findet Mish.

Aber trotz aller technischen und choreographischen Feinessen der Tanzstile, in denen Twerken eine Rolle spielt – wird frau da nicht zum blossen Objekt? «Klar findet eine Objektifizierung statt», so Mish. «Aber ich finde das voll okay. Es geht darum, ein Körper- und damit auch Selbstbewusstsein zu entwickeln. Twerking zeigt, dass Frauen mit Kurven sexy sind, dass es gut ist, wenn da was schüttelt.» Und nicht zuletzt geht es auch um Provokation: Wer spielt hier mit wem? Twerking bietet die Möglichkeit, den aktiven Part zu übernehmen, und ist damit wohl weit weniger erniedrigend als so mancher «etablierter» Tanzstil. Denn wer möchte schon in Korsetts verpackt, vom starken Geschlecht geführt im Dreivierteltakt über das Parkett geschleift werden? Der schlechte Ruf des Twerking ist wohl überwiegend den lyrischen Ergüssen von Snoop Dogg und Konsorten zuzuschreiben (siehe Wiggle). Denn Tanzkurse mit Fokus auf Hüftbewegungen sind per se recht harmlos und machen (offenbar) richtig Spass. Männer sind aber eher in der Unterzahl. [sef]

Twerkshops im Loft1: 13.6., 19.9. à 60.–



Unser Kampf

Wenn einer direkt und kontrovers ist, dann er. Der deutsch-türkische Kabarettist Serdar Somuncu beehrt Zürich am 13. Mai mit einem Besuch im Rahmen seiner «H2 Universe – Die Machtergreifung»-Tour. Der Titel ist bewusst an Adolf Hitlers Aktion im Jahr 1933 angelehnt, allerdings will Somuncu auf keinen Fall das Gleiche tun wie der deutsche Diktator. Es geht um mehr. «Es geht tatsächlich um die Machtübernahme der hassistischen Bewegung und die Einführung einer monoklonalen Theokratie», heisst es auf seiner Website.

Was das genau heisst, lässt sich nur vermuten. Wenn Somuncu seiner Tradition treu bleibt, wird man sich auf theatralische Hassreden, haufenweise Beleidigungen, zuweilen gar wildes Geschrei einstellen müssen. Denn: «Kabarett muss ein Schlag in die Fresse sein, muss wehtun, muss zumindest vulgärer, brutaler, ehrlicher sein als all das, was uns umgibt, was wir tagtäglich im Fernsehen sehen.» Somuncu ist einer von nur ganz Wenigen, die sich mit einer solchen Vorstellung an Kabarett heranwagten. Damit füllt er Hallen.

Früher lockte der Kabarettist die Zuschauer mit Hitler selbst an. 250'000 Zuschauer besuchten seine Show «Tagebuch eines Massenmörders – Mein Kampf», in der er Auszüge aus Hitlers Kampfschrift vortrug. Bei den fast 1500 Auftritten setzte sich Somuncu mit den absurden Gedanken und den unzureichenden Deutschenkenntnissen des «Führers» auseinander. Das brachte ihm Morddrohungen ein, zeitweise konnte er nur unter Polizeischutz auftreten.

Dieses Mal steht nicht «Mein Kampf» im Zentrum der Show. Somuncu will das Ganze ein wenig breiter anlegen, er will unsere von Political Correctness und Social Media gebeutelte Gesellschaft erlösen und mit moralischen Ansätzen über die Sensationsgier der öffentlich-rechtlichen Medien hinausgehen. Er sieht es als unseren Kampf an, sich dessen bewusst zu werden. Humor und Kontroverse sind vorprogrammiert, doch man soll gewarnt sein. Denn Somuncu selbst sagt über sein Programm: «Es wird flächendeckend beleidigt.» [var]

Am 13. Mai live in Zürich (Volkshaus) und am 14. Mai in Basel (Stadt-Casino)

Vive la Grève!

Studierende in Québec sind im Streik. Sie haben genug vom Sparkurs der liberalen Regierung.

Larissa Rhyin in Québec (Text und Bilder)

Es wird Frühling in Québec. Das unfehlbare Erkennungszeichen dafür ist heute nicht mehr, dass der Ahornsirup in Strömen fließt, sondern, dass die Unis halb leer und die Strassen voll von Demonstrierenden sind. Doch dieses Jahr sind den Studierenden Demos nicht genug – seit Ende März sind diverse Studierendenorganisationen im Streik. Léa, Studentin am Cégep de Vieux Montréal, fasst zusammen, was viele denken: «Die liberale Regierung bringt Québec nicht vorwärts. Ihr Sparprogramm trifft die Falschen. Darum müssen wir jetzt ein Zeichen setzen, so wie damals, 2012.»

Im selben Jahr fand der «printemps érable», international besser bekannt als «Maple Spring». Studierende und Arbeitnehmende gingen zu Hunderttausenden auf die Strassen, um gegen die Politik des liberalen Präsidenten Jean Charest zu

demonstrieren. Begonnen hat die Bewegung damals auf Initiative der Studierenden, die sich gegen eine Studiengebührenerhöhung

wehrten. Aber sie dehnte sich schnell auf Arbeitnehmer aus, hielt über 100 Tage an und führte zum ersten verlorenen Wahlkampf von Charest nach neun Jahren im Amt. Nur drei Jahre später regiert seine Partei PLQ erneut die Stadt. Und hat den Sparkurs wieder aufgenommen.

30'000 Studierende im Streik

Bei den Studierendenverbänden begann es deswegen bereits im Februar zu brodeln. Im März begannen sich die ersten Verbände zu organisieren – denn ein Streik will gut geplant sein, und ihre Mobilisierungsversuche fanden in den letzten beiden Jahren keine breite Unterstützung. Für die diesjährige Bewegung, Prin-

temps 2015, sieht es besser aus. Im März verweigerten über 30'000 Studierende von sechs Universitäten aus Québec den Vorlesungsbesuch. Auch Professoren schlossen sich dem Streik an. «Seit einem Jahr habe ich keinen Teaching-Assistent mehr. Mein Pensum bleibt dabei aber gleich, sodass ich mir nicht genug Zeit für euch oder meine Forschung nehmen kann», klagt ein Professor vor seinen Studierenden. So befanden sich auch Dozierende am Umzug vom 2. April, an welchem Tausende in Montréal's Strassen demonstrierten. «Contre l'Austerité et les Pipelines – Oser lutter c'est oser vaincre», lautet das Motto der Bewegung. Auch das medizinische Personal schliesst sich dem Streik einen Tag lang an, um gegen ein neu erlassenes Gesetz zu demonstrieren.

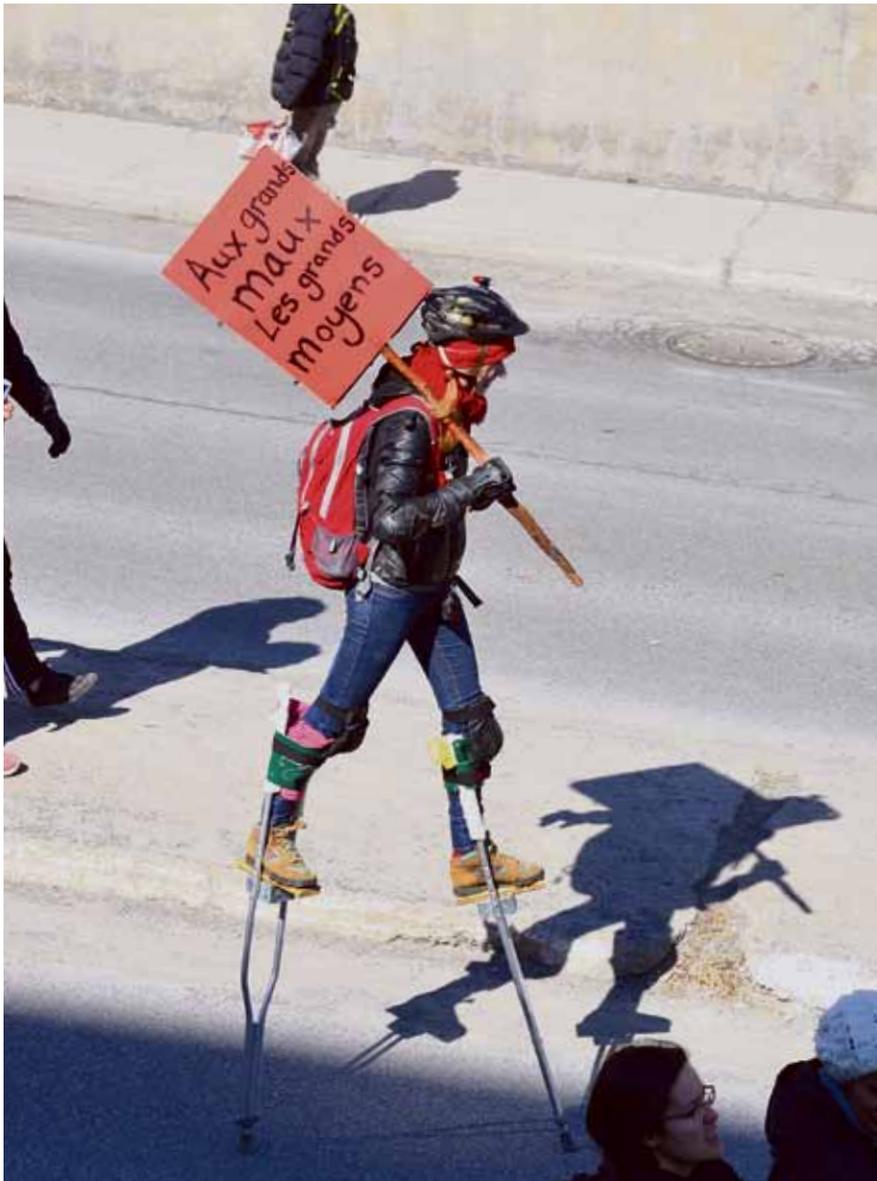
Doch grundsätzlich sind die Arbeitnehmer schwach vertreten. Das ist auch einer der Gründe, weswegen die Bewegung noch nicht die Dimensionen von 2012 erreicht hat. Und dies, obwohl die Vorzeichen gut waren. Das anvisierte Sparprogramm der PLQ betrifft im Gegensatz zu 2012 nicht nur die Studierenden. Bisher stehen Kürzungen in den Bereichen Bildung und Gesundheit fest, zusätzlich wird über Steuererhöhungen spekuliert, welche vor allem die Unter- und Mittelschicht treffen dürften.

Festnahmen und Verfolgungsjagden

Ob die Studierenden ohne breite Gewerkschaftsunterstützung Druck auf die Regierung machen können, ist fraglich. Sie haben die Studiengebühren bereits bezahlt und sind dadurch Konsumierende einer öffentlichen Dienstleistung. Das ist eine schlechte Verhandlungsbasis, und entsprechend hat die Regierung bisher nicht eingelenkt. Trotzdem gehen die Studierenden weiter auf die Strasse, nur in geringerer Zahl als 2012. Ariane Lessard,

«Québecs Sparprogramm trifft die Falschen.»





Auf Stelzen gegen die Sparprogramme.

die an der Université de Québec à Montréal (UQAM) – dem Herd der Mobilisierung – Literaturwissenschaften studiert, hat eine Erklärung dafür: «Die diesjährigen Demos sind weniger Mainstream. Die Polizisten benutzen häufig Tränengas und schrecken nicht vor Gewalt zurück.» Ein drei Jahre altes Gesetz hält den Beamten den Rücken frei: Wenn die Demonstranten nicht im Vorhinein ihre Route bekanntgeben, ist die Demonstration illegal. Viele stossen sich an dem Gesetz, und auf beiden Seiten nimmt die Gewaltbereitschaft zu. Strassensperren, kleinere Verfolgungsjagden und Festnahmen gehören zum Alltag. In Québec City nahm die Polizei bereits an der ersten Demonstration über die Hälfte der 500 Teilnehmer fest. In Montréal, wo die Mobilisierung deutlich grösser ist,

eskalierete die Situation Anfang April, als Streikende Teile der UQAM besetzten und die Polizei gewaltsam eingriff. Dass auch die Toleranzgrenze der Unis sinkt, zeigt sich daran, dass die UQAM im März plötzlich neun Studierende ausschloss, die frühere Proteste mitorganisiert hatten.

Der Sprecher der Professoren-gewerkschaft der UQAM, Michèle Nevert, stört sich an diesem Entschied: «Die Sanktionen sind unverhältnismässig und antipädagogisch, denn sie erschweren der Jugend langfristig die politische Mobilisierung.» Selbst die Teilnahme am Streik hat Konsequenzen. Während nach dem Printemps érable Nachholkurse stattfanden, lenken die Prüfungsverantwortlichen diesmal nicht ein: Die Prüfungen Anfang Mai werden nicht verschoben. Wer sich am Streik beteiligt hat, muss sehen, wie er den Stoff in kürzester Zeit selbstständig nachholt.

«Streiken ist unsere Verantwortung»

Noch täglich gibt es an der UQAM Sit-ins. Wenn Studierende, die gegen den Streik sind, die Vorlesungen besuchen wollen, blockieren die Streikenden die Türen. Aber meistens sei sowieso keiner da, nicht mal der Prof, erklärt eine Demonstrantin. Noch. Denn die Gegner des Protests werden auch unter den Studierenden zahlreicher. Sie wollen etwas bekommen für ihre Studiengebühren und nicht von ihren Kommilitonen daran gehindert werden, ihren Abschluss zu machen.

Ariane gehört nicht zu ihnen. Im Gegenteil – sie will den Streik verlängern. Sie hat schon im Printemps érable gestreikt und steht nun wieder hinter der Bewegung: Dass man sparen müsse, sei bei Québecs 200-Milliarden-Defizit klar, aber die Massnahmen der PLQ richteten sich gegen die Falschen: «Die Renten der Minister sollte man kürzen, anstatt die Studierenden in die Schuldenfalle zu treiben», findet sie. Bisher sind die Studiengebühren im nordamerikanischen Vergleich mit durchschnittlich 2000 kanadischen Dollar pro Semester noch immer sehr tief. Darauf und auf ihren ausgebauten Wohlfahrtsstaat sind die Québécois stolz. Viele Studierende sind bereit, weiterhin dafür auf die Strasse zu gehen. Das zeigt sich daran, dass viele Studierendenverbände nun auf den Generalstreik am 1. Mai hinarbeiten. Ariane ist zufrieden: «J'espère que ça c'est que le début du mouvement.» ♦



PRO: Mark Zuckerberg — Forciertes Kotzen ist bei mir ganz einfach. Ich muss einfach in den Spiegel schauen und schon plätschert es los.

Das würden meine Feinde von mir sagen, wenn sie aus meiner Sicht ein «Pro» zum Thema «erzwungenes Erbrechen» schreiben müssten. Ich aber finde mich toll. Ich habe Menschen dazu gebracht, alles von sich preiszugeben. Ich meine, die ganzen 1,4 Milliarden Facebook-User, die kotzen sich doch die ganze Zeit aus. Sie prostituieren ihr Gesicht in allen Schattierungen. Sie kotzen ihr Leben aus, und zwar auf mich. Also, auf mein Produkt. Ich bin hier der Angekotzte. Ich bin der Mann, dem du dein Innerstes anvertrauen kannst. Ich bin das Ventil der Gesellschaft. Kotzt, auch wenn ihr nichts im Magen habt. Forciert jedes noch so kleine Lebenshäppchen, das in euch gärt. Auch wenn es nur eine Anekdote ist, wie die vom fummelnden Ivo, der damals in der Schuldisco an eurem Rossschwanz herumzupfte und meinte, es sei der Verschluss eures BHs. Egal. Macht euch interessant. Würgt, knetet, windet! Die Community wird es euch danken. Und natürlich auch mein milliardenschweres Unternehmen.

Ja, was denkt ihr denn? Dass ich mich umsonst von der ganzen Welt ankotzen lasse? Ich bin doch nicht Lenin. Ich verhökere das Erbrochene. Ich mache Geld mit dem Aus-dem-Leben-Gebrochenen meiner User.

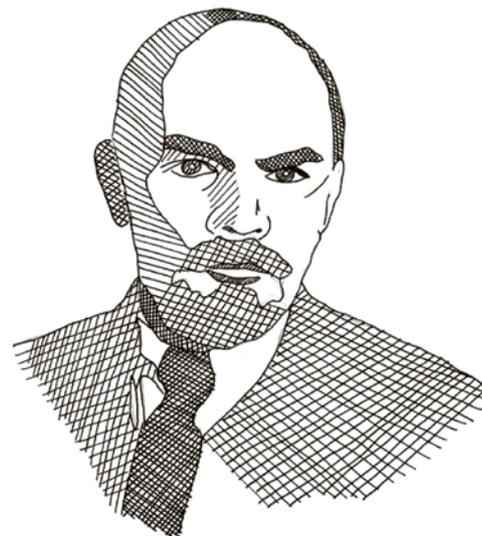
Wie ich forciert kotze, wollt ihr wissen? Ja, glaubt ihr denn, ich sei dumm? Von mir gebe ich nichts preis, schon gar nicht mein Innerstes. Vergesst es! Ich finde es schon schlimm, dass auf Wikipedia steht, ich besitze 17,5 Milliarden Dollar. Pah! Es sind mindestens 25 Milliarden, ihr Idioten! Also hört mir auf mit dem Geheul. Schliesslich stülpt ihr euer Innerstes freiwillig nach aussen. Seid bloss froh, dass ich euch mit dem Nacktfilter davor schütze, zu viel Haut zu zeigen. Sonst wäre die Welt eine fleischfarbene Kugel. [flo]

Bekanntheiten aus aller Welt und Zeit duellieren sich zu ausgelosten Themen.

CONTRA: Lenin — Die Suchtmittel, ich habe sie stets verschmäht. Der Tabak und der Alkohol, sie schwächen den revolutionären Geist. Doch lässt es sich manchmal kaum vermeiden, und sei es nur zur Solidarisierung mit der Arbeiterschaft, dass man hin und wieder an einem Glas nippt. So auch in meiner Zeit in Zürich, wo ich einmal, mit einem Schlückchen Wodka versetzt, im Jahre 1916 durch die Spiegelgasse nach Hause schwankte. Der Grosse Krieg tobte in Europa und in meinem Kopf. Wie schlecht erging es mir ob der ungewohnten, scharfen Flüssigkeit, die meinen Mund und Geist desinfizierte. So verfluchte ich meine eingeknickte Standhaftigkeit und fragte mich: Was tun? Die Trunkenheit war an sich natürlich schon kein Zustand, der mir bei meiner Frau und meiner Mitstreiterin Nadeschda eine ehrenhafte Behandlung einbrachte. Denn so klein und «nicht zweckentsprechend», wie es meine Frau zu nennen pflegte, die Kammer, die wir zu dritt bewohnten, auch war: Die 24 harten Schweizer Franken konnte ich oft nur mit Not auftreiben.

Doch noch bevor ich meine Gedanken klar fassen konnte, wurde mir die Entscheidung abgenommen. Die Wurstfabrik, die in der Nachbarschaft angesiedelt war, stank zum Himmel. So entledigte ich mich noch vor Erreichen der Haustüre infolge der ersten Schwade des modrig-süsslichen Geruchs meines Mageninhalts. Später lag ich im engen Bett noch wach, während sich mein Kopf drehte und mir im Wahn schwante, dass alles schlimmer werden muss, bevor es besser wird. Die Belohnung jedoch für das – dank der Würsterei – provozierte Kotzen erlebte ich am nächsten Tag in Form annehmbarer Kopfschmerzen. Ich war immer ein gesundheitlicher Schwächling, man mag es in meiner späteren Machtfülle nicht erkannt haben. So lernte ich in meiner Zürcher Absteige: Man kotzt, wenn man muss – Forcieren ist nicht nötig. Aus jenem hellen Moment in meinem Zürcher Exil schöpfte ich denn auch die Bestätigung, dass die Revolution dann kommt, wenn die Bourgeoisie am übelsten stinkt. Ein Jahr später war es dann so weit. [mik]

FORCIERTES KOTZEN





digitec.ch

Smartphone-Neuheiten

Filialen in Basel, Bern, Dietikon, Kriens, Lausanne, St. Gallen, Winterthur, Wohlen und Zürich
Onlineshop unter www.digitec.ch – digitec@digitec.ch – Gratis Lieferung in die ganze Schweiz

Schliessen
Sie Ihr Abo auf
digitec.ch ab

Einfach & bequem
online



ab **0.-** mit Abo

Samsung Galaxy S6

Zeigt sich im neuen Design durch ein Zusammenspiel aus Metall und Glas.

ab **0.-** mit Abo

Samsung Galaxy S6 Edge

Highlight ist das über den Rand gebogene Display mit Gorilla Glas 4, das über beide Seiten reicht!